

DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

# AGATHA CHRISTIE

Tod in den  
Wolken



HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

**Tod  
in den Wolken**

Roman

Aus dem Englischen  
von Dr. Otto Albrecht van Bebber

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
DEATH IN THE CLOUDS

© 1935 Agatha Christie Limited,  
All rights reserved.

*Tod in den Wolken*

Deutsche Version:

© 2007 Agatha Christie Limited, a Chorion Company.  
All rights reserved.

Aus dem Englischen von Dr. Otto Albrecht van Bebber.

Copyright © 2009 Hachette Collections  
für die vorliegende Ausgabe.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,  
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und  
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

# 1

Heiß brannte die Septembersonne auf den Flugplatz Le Bourget, als die Passagiere in die «Prometheus», kletterten, die in wenigen Minuten nach Croydon abfliegen sollte.

Jane Grey gehörte zu den letzten, die einstiegen und sich auf ihrem Platz, ihrer trug die Nr. 16, niederließen. Etliche Passagiere waren schon durch die Mitteltür – an der winzigen Küche und den beiden Toiletten vorbei – in das Vorderabteil gegangen. Die meisten saßen jetzt bereits, und auf der gegenüberliegenden Seite des Mittelgangs erhob sich ein lebhaftes Geschnatter, bei dem sich eine schrille, hohe Frauenstimme hervortat. Um Janes Lippen zuckte es leicht – diese Art Stimmen kannte sie zur Genüge.

«Meine Liebe... ist es denn möglich? Keine Ahnung hatte ich. Wo bitte? Juan les Pins? O ja. Nein nein... Le Pinet. Gewiss, gewiss, es ist immer der alte, nette Kreis... Wir werden zusammensitzen. Das geht nicht? Ah, ich sehe...»

Und nun erklang eine Männerstimme, etwas fremdartig und sehr höflich: «Mit dem größten Vergnügen, Madame.»

Jane betrachtete den Sprecher verstohlen aus den Augenwinkeln: ein kleiner, ällicher Mann mit großem Schnurrbart und eiförmigem Schädel. Er raffte seine Habseligkeiten zusammen und verfügte sich zuvorkommend auf einen rückwärtigen Sitz. Daraufhin drehte Jane ein wenig den Kopf und musterte die beiden Damen,

deren unerwartetes Zusammentreffen den Fremden zu der höflichen Geste veranlasst hatte. Durch die Erwähnung von Le Pinet war ihre Neugier erregt worden, denn auch Jane Grey kam aus Le Pinet.

An die eine der beiden erinnerte sie sich ganz deutlich – erinnerte sich sogar, wie sie sie zuletzt gesehen hatte: am Bakkarattisch, die kleinen Hände nervös ballend und lösend, während das zart geschminkte Gesicht plötzlich glühend rot wurde und dann erblasste. Ob ihr nicht auch noch der Name einfiel? Eine Freundin, als Masseuse in einem Schönheitssalon angestellt, hatte ihn erwähnt und geringschätzig geäußert: «Den Adel verdankt sie ihrer Heirat – ein früheres Revuegirl oder dergleichen!»

Die zweite Dame aber war «echt», war die typische sportliebende Aristokratin, stellte Jane fest, ehe sie ihre Aufmerksamkeit dem Flugplatz widmete. Verschiedene andere Maschinen standen dort herum, die alle an riesige, metallene Tausendfüßler erinnerten.

Während Jane durch das Kabinenfenster diese Ungeheuer betrachtete, festigte sich ihr Entschluss, nicht geradeaus zu schauen, wo, ihr gegenüber, ein junger Mann saß, der einen ziemlich grellen grünblauen Pullover trug.

Mechaniker riefen sich einige französische Worte zu. Die Motoren heulten auf – dämpften ihren Ton – heulten von neuem auf. Das Flugzeug bewegte sich. Unwillkürlich hielt Jane den Atem an. Es war erst ihr zweiter Flug; ihre Aufregung war daher verzeihlich. Barmherziger! Das sah ja aus, als ob sie gleich in jenen Zaun jagen würden...! Aber nein, schon schwebten sie in der Luft, stiegen, stiegen noch höher, schwenkten herum – Le Bourget lag unter ihnen.

Das Mittagsflugzeug nach Croydon beförderte einundzwanzig Passagiere, zehn im vorderen, elf im hinteren Abteil, dazu zwei Piloten und zwei Stewards. Obwohl das Geräusch der Motoren so stark abgedämpft war, dass

man die Ohren nicht mit Watte zu verstopfen brauchte, genügte der Lärm, um die Unterhaltung zu erschweren und das Denken zu ermutigen.

Ich will ihn nicht angucken, dachte das junge Mädchen. Ich will nicht! Es führt zu nichts. Lieber genieße ich die Aussicht... Oder ich gehe im Geiste noch einmal alles durch, alles, von Anfang an.

Energisch zwang sie ihre Gedanken zu dem zurück, was sie den Anfang nannte: den Kauf eines Loses der «Irish Sweep». Eine Verschwendung, gewiss, doch eine köstlich prickelnde Verschwendung, die in dem Frisiersalon, in dem Jane mit fünf anderen jungen Damen beschäftigt war, viel Gekicher und viel Neckerei entfesselt hatte.

«Was willst du tun, wenn du gewinnst, meine Liebe?»

«Oh, ich wüsste, was ich täte!»

Pläne... Luftschlösser... eine Menge Spaß.

Nun, sie hatte ihn nicht gewonnen, den großen Preis. Stattdessen aber hatte sie hundert Pfund gewonnen. Einhundert Pfund!

«Die Hälfte davon gibst du aus, meine Liebe, und die andere Hälfte sparst du für schlechte Zeiten. Man weiß nie, was die Zukunft bringt.»

«Ich an deiner Stelle würde mir einen Pelzmantel kaufen einen wirklich schicken und erstklassigen Pelzmantel.»

«Warum nicht eine Kreuzfahrt?»

Bei dem Gedanken an eine Kreuzfahrt hatte Jane geschwankt; doch schließlich war sie ihrer ersten Idee treu geblieben: eine Woche in Le Pinet. So viele ihrer Kundinnen reisten nach Le Pinet, so viele schwärmten davon. Und während Janes geschickte Finger ondulierten, Dauerwellen legten, während ihre Zunge mechanisch die üblichen schmeichelhaften Floskeln plapperte, überlegte ihr Hirn: Warum soll eigentlich nicht auch ich nach Le Pinet fahren?

Hinsichtlich der Kleidung gab es kaum Schwierigkeiten. Wie die meisten Londoner Mädchen, die in eleganten Geschäften tätig sind, verstand Jane es, mit lächerlich geringen Mitteln, den Anforderungen der Mode gerecht zu werden. Nägel, Make-up und Haar waren einwandfrei.

Jane reiste also nach Le Pinet.

Und jene Tage dort sollten jetzt, in ihren Gedanken, zu einem einzigen Vorfall zusammengeschrumpft sein?

Ein Vorfall am Roulettisch. Jeden Abend erlaubte sie sich eine gewisse Summe für das Spiel, entschlossen, diese niemals zu überschreiten. Leider aber zeigte sich, im Gegensatz zu dem vorherrschenden Aberglauben, das Glück der Anfängerin nicht hold. Am vierten Abend hatte sie zwar etwas gewonnen, aber mehr noch verloren. Nun wartete sie, ihren letzten Einsatz in der Hand. Auf zwei Nummern, die Fünf und die Sechs, hatte niemand gesetzt. Ob sie es wagte...? Aber was – fünf oder sechs? Ah, ihr Gefühl sprach für die Fünf. Jane streckte die Hand aus und – setzte auf die Sechs. Gerade noch rechtzeitig setzte ein Spieler ihr gegenüber auf die Fünf.

«*Rien ne va plus*», sagte der Croupier.

Die Kugel klapperte, blieb liegen.

«*Le numéro cinq, rouge, impair, manque.*»

Beinahe hätte Jane vor Bestürzung aufgeschrien. Der Croupier raffte die Einsätze fort und zahlte aus.

«Wollen Sie Ihren Gewinn nicht an sich nehmen?», fragte Janes Gegenüber.

«Meinen?»

«Ja.»

«Ich hatte doch auf die Sechs gesetzt.»

«Verzeihung, Sie irren. Ich setzte auf Sechs und Sie auf Fünf.» Er lächelte – ein sehr anziehendes Lächeln. Weiße Zähne blitzten in einem braun gebrannten Gesicht, darüber blaue Augen und kurzes, leicht gewelltes Haar.

Halb ungläubig stopfte Jane den Gewinn in ihre Tasche. Sagte er die Wahrheit? Hatte sie tatsächlich auf die Fünf gesetzt? Verwirrt, zweifelnd sah sie den Fremden an, der unbefangen zurücklächelte.

«Einen hübschen Gewinn liegen lassen, bis jemand anders ihn sich aneignet, der kein Recht darauf hat? Das ist ein alter Trick.»

Dann war er mit einem leichten, freundlichen Nicken aufgestanden und fortgegangen. Auch das gefiel ihr. Er hatte ihr nicht einen Gewinn zugeschanzt, um dadurch eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Nein, zu dieser Sorte von Männern gehörte er nicht. Er war nett... Und nun saß er ihr wahrhaftig gegenüber.

Dann folgten auf das Faulenzerdasein in Le Pinet noch zwei ziemlich enttäuschende Tage in Paris, und jetzt endlich ging's wieder zurück nachhause.

Was weiter?

Stopp, befahl Jane sich selbst. Nicht daran denken, was weiter geschehen wird. Das ist nur quälend.

Die beiden Damen hatten ihre Unterhaltung unterbrochen. Verdrießlich betrachtete die zart Geschminkte einen eingerissenen Fingernagel, läutete schließlich und befahl, als der mit einem weißen Mantel bekleidete Steward erschien:

«Schicken Sie mir meine Zofe. Sie sitzt im anderen Abteil.»

«Sofort, Mylady.»

Sehr ehrerbietig, sehr schnell und geräuschlos verschwand der Steward wieder, und kurz darauf tauchte die Gestalt einer brünetten, schwarz gekleideten Französin auf.

«Madeleine», rief Lady Horbury ihr zu, «ich brauche mein rotes Saffian-Nessessär.»

Die Zofe durchschritt den Mittelgang, um zum äußeren Ende des Flugzeugs zu gelangen, wo Handtaschen und Decken aufgestapelt lagen, und brachte ihrer Herrin das Verlangte.

«Danke, Madeleine, ich behalte das Köfferchen hier.»

Damit entließ sie das Mädchen. Der Kofferdeckel schnappte auf, und Lady Cicely Horbury entnahm dem luxuriösen Innern eine Nagelfeile. Dann prüfte sie in einem silbernen Spiegel lange und ernst ihr Gesicht und gab ihm durch einen Hauch Puder und einen Strich mit dem Lippenstift neue Frische.

Janes Mund kräuselte sich verächtlich, und ihr Blick wanderte weiter das Abteil entlang.

Hinter den beiden Frauen hockte der kleine Ausländer, der seinen Platz der sehnigen Sportlerin abgetreten hatte. Dick in überflüssige Halstücher und Schals verhummt, schien er fest zu schlafen. Jetzt öffnete er, vielleicht Janes forschenden Blick fühlend, seine Augen, schaute das junge Mädchen eine Sekunde lang an und ließ die Lider wieder herabfallen. Neben ihm saß ein großer, ergrauter Mann mit strengen Zügen. Er hatte einen Flötenkasten offen vor sich stehen und polierte das Instrument mit liebevoller Sorgfalt. Drollig, dachte Jane Grey, er sieht eher aus wie ein Rechtsanwalt oder Arzt, gar nicht wie ein Musiker!

Hinter diesen beiden sprachen und gestikulierten zwei lebhaft Franzosen, ein bärtiger älterer und ein bedeutend jüngerer. Vielleicht Vater und Sohn?

Auf Janes eigener Seite versperrte der Mann im grünblauen Pullover ihr die Aussicht, jener Mann, dem sie aus irgendeinem ihr selbst unverständlichen Grund nicht in die Augen zu blicken wünschte.

Zu blöd, dieses Herzklopfen!, schalt sie sich. Gerade, als ob ich ein siebzehnjähriges Gäschen wäre!

Ihr gegenüber aber sinnierte Norman Gale: Sie ist hübsch, wirklich hübsch. Und sie erinnert sich meiner sehr gut. Welche Enttäuschung malte sich auf ihren Zügen, als ihr Einsatz fortgeharkt wurde. Es hätte ruhig mehr kosten dürfen, ihr die Freude des Gewinnens zu bereiten. Übrigens machte ich es recht geschickt... Wenn sie lächelt, ist sie besonders reizend. Gesundes Aussehen, makellose Zähne... Hol's der Teufel – ich bin ganz aus dem Häuschen! Ruhe, Ruhe, mein Junge...

Und zu dem Steward gewandt, der neben ihm mit der Menükarte wartete, sagte er: «Kalte Zunge, bitte.»

Gräfin Horbury dachte: Mein Gott, was soll ich anfangen? Ich sitze ganz schön in der Patschel! Meines Erachtens gibt es nur einen einzigen Ausweg. Wenn ich nur die Kraft dazu hätte...! Meine Nerven sind völlig kaputt. Das macht das Kokain. Warum habe ich nur je Kokain genommen? Scheußlich sieht mein Gesicht aus, einfach scheußlich. Und dass diese falsche Katze, diese Venetia Kerr, hier ist, macht die Sache noch schlimmer. Sie sieht mich immer an, als sei ich der letzte Dreck. Spekulierte selbst auf Stephen. Nun, sie hat ihn nicht bekommen. Puh, ihr langes Gesicht geht mir auf die Nerven. Es gleicht dem eines Pferdes. Ich hasse diese adligen Landpomeranzen. Mein Gott, was soll ich nur tun? Ich muss mich zu einem Entschluss durchringen, denn der alten Hexe war es bitterernst...

Fahrig kramte sie in ihrem Täschchen, bis sie eine Zigarette gefunden hatte, die sie mit leicht zitternder Hand in eine lange Spitze steckte.

Die blaublütige Venetia Kerr neben ihr dachte arrogant: Verdammte kleine Schlampe. Wenn sich der arme, gute Stephen ihrer nur entledigen könnte!

Auch sie holte ihr Zigarettenetui hervor und nahm Cicely Horburys Streichholz huldvoll an.

«Verzeihung, meine Damen», mischte sich da der Steward ein, «Rauchen ist verboten.»

«Verdammt!», fluchte Cicely Horbury.

Derweilen überlegte Hercule Poirot: Weshalb ist die niedliche Kleine, deren Kinn so viel Entschlossenheit bekundet, wohl so niedergeschlagen? Warum vermeidet sie es hartnäckig, den stattlichen jungen Mann ihr gegenüber anzusehen, obwohl sie seine Gegenwart ebenso stark empfindet wie er die ihrige...?

Das Flugzeug vollführte einen leichten Hopper.

«*Mon estomac!*», jammerte Poirot kaum hörbar und schloss rasch die Augen.

Sein Nachbar, Dr. Bryant, liebte die Flöte noch immer mit nervösen Händen. «Ich kann mich nicht entscheiden», murmelte er verzweifelt. «Beim besten Willen nicht. Ich bin am Wendepunkt meiner Laufbahn angelangt... Musik! Musik befreit von allen Sorgen!» Halb lächelnd hob er die Flöte an die Lippen und legte sie wieder in ihren Kasten zurück.

Der kleine Mann neben ihm, der jedem durch seinen gewaltigen Schnurrbart auffallen musste, war in tiefen Schlaf gesunken, nachdem bei der plötzlichen Bewegung des Flugzeugs sich sein Gesicht mit einem grünlichen Schimmer überzogen hatte. Und Dr. Bryant freute sich, dass er weder See- noch Luftkrankheit kannte.

Hitzig drehte sich Monsieur Dupont auf seinem Platz halb um und packte den Arm seines Sohnes.

«Es besteht gar kein Zweifel. Sie haben *alle* unrecht – die Deutschen, die Amerikaner und die Briten. Sie datieren die prähistorische Keramik alle falsch. Nimm das Samarra-Geschirr...»

Jean Dupont, groß, blond, erwiderte mit gespielter Gleichmut:

«Du musst die Beweise aus allen Quellen schöpfen, Vater. Da ist Tell Halaf und Sakje Geuze...»

Sie diskutierten weiter, und schließlich plagte sich Armand Dupont, einen arg verbeulten Handkoffer zu öffnen.

«Hier... sieh dir diese kurdischen Pfeifen an, die man heutzutage anfertigt. Ihre Ornamente sind beinahe die nämlichen wie jene auf dem Geschirr, das aus dem vierten Jahrtausend vor Christus stammt.»

Und eine beredte Geste fegte beinahe die Schüssel herunter, die der Steward vor ihn hinstellte.

Mr Clancy Verfasser von Kriminalgeschichten, erhob sich von seinem Platz hinter Norman Gale und trabte bis zum Ende des Flugzeugs, um aus der Tasche seines Regenmantels ein Kursbuch zu holen, anhand dessen er, auf seinen Platz zurückgekehrt, ein verzwicktes Alibi auszuarbeiten begann.

Hinter ihm dachte Mr Ryder: Durchzuhalten ist nicht einfach. Weiß der Kuckuck, wie ich die Moneten für die nächste Dividende zusammenbringen soll!

Jetzt stand Norman Gale auf und ging zur Toilette. Sobald er sich entfernt hatte, zog Jane ihren Spiegel hervor, prüfte eingehend ihr Make-up und benutzte Puderquaste und Lippenstift.

Ein Steward stellte Kaffee vor sie hin.

Jane starrte aus dem Fenster. Blau und schimmernd lag drunten der Kanal.

Eine Wespe summte um den Kopf Mr Clancys, gerade als er sich mit dem Zug 19.50 Uhr ab Budapest beschäftigte, und geistesabwesend schlug er nach dem dreisten Insekt. Die Wespe flog weiter und widmete sich den Kaffeetassen der beiden Duponts. Jean Dupont machte ihr geschickt den Garaus.

Im Flugzeug wurde es still. Die Unterhaltung schwieg, aber die Gedanken arbeiteten weiter.

Ganz am Ende des Abteils, im Sitz Nr. 2, fiel Madame Giselles Kopf ein wenig nach vorn. Man hätte glauben können, sie sei vom Schlaf übermannt worden. Doch sie schlief nicht. Und ebenso wenig sprach sie oder dachte sie.

Madame Giselle war tot.

**B**ehände von Sitz zu Sitz gehend, kassierte Henry Mitchell, der ältere der beiden Stewards, da man in einer halben Stunde Croydon erreicht haben würde. «Danke, Sir», sagte er und sammelte Silber und Scheine. Dann eine leichte Verbeugung: «Danke, Madame.» Bei den beiden Franzosen musste er ein oder zwei Minuten warten, weil Vater und Sohn allzu eifrig diskutierten. Viel Trinkgeld war da nicht zu erhoffen, überlegte Henry Mitchell pessimistisch.

Zwei Fluggäste schliefen fest: der kleine, schnauzbärtige Herr und die alte Frau ganz hinten. Er erinnerte sich, dass sie schon mehrmals den Kanal überflogen und immer eine offene Hand gehabt hatte, und deshalb beschloss er, Rücksicht zu nehmen und sie vorläufig noch nicht zu stören.

Der kleine Herr erwachte und zahlte für eine Flasche Selterwasser und ein Päckchen Zwieback – seine ganze Zeche.

Fünf Minuten vor der Landung stand Mitchell neben der schlafenden Dame.

«Pardon, Madame, die Rechnung.»

Er berührte vorsichtig ihre Schulter, aber auch das weckte Madame Giselle nicht auf. Nun schüttelte er sie leicht, woraufhin der Körper unerwartet im Sessel zusammensackte. Bestürzt beugte Mitchell sich über die Frau, und als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht aschfahl.

«W... was... s... sagst du?», stammelte Albert Davis, der zweite Steward.

«Bei Gott, es ist wahr», versicherte sein Kollege verstört. «Tot, ganz bestimmt – ich vermute, ein Anfall.»

«In ein paar Minuten sind wir in Croydon.»

«Ja, wenn ihr eben erst schlecht geworden ist...» Unschlüssig überlegten sie. Dann kehrte der ältere in das hintere Abteil zurück und schritt abermals von Platz zu Platz, den Kopf gebeugt und vertraulich murmelnd:

«Entschuldigen Sie, Sir, sind Sie zufällig Arzt?»

«Ich bin Zahnarzt», entgegnete Norman Gale. «Wenn ich jedoch irgendwie von Nutzen sein kann...» Er erhob sich halb von seinem Sessel, doch da meldete sich Dr. Bryant.

«Ich bin Arzt. Worum handelt es sich?»

«Dort hinten die Dame... Ihr Aussehen gefällt mir nicht.»

Bryant begleitete den Steward, und unbemerkt folgte den beiden der kleine Mann mit dem Schnauzbart.

Die Untersuchung währte nicht lange.

«Sie ist tot», erklärte der Doktor, worauf Mitchell fragte:

«Was hat ihr gefehlt? Eine Art Anfall?»

«Das vermag ich ohne eingehende Untersuchung nicht zu sagen. Wann sahen Sie die Dame zuletzt? Lebendig, meine ich.»

Der Steward überlegte, den Blick auf die zusammengesunkene Gestalt der schwarz gekleideten Frau gerichtet.

«Als ich ihr den Kaffee brachte, war sie noch wohlauf. Das mag vor gut einer Dreiviertelstunde gewesen sein. Als ich dann mit der Rechnung kam, glaubte ich, sie schliefe.»

«Sie ist mindestens schon eine halbe Stunde tot.»

Das Zwiegespräch begann die Neugier der übrigen Passagiere zu erregen. Köpfe drehten sich, Hälse wurden gereckt.

«Ich denke, es wird ein Anfall gewesen sein», ließ Mitchell sich vernehmen. Die Schwester seiner Frau litt an Anfällen, und es dünkte ihn, dass der Ausdruck Anfall allem gerecht würde.

Dr. Bryant beabsichtigte nicht, sich irgendwie festzulegen, sondern wiegte nachdenklich den Kopf. Da ertönte neben ihm eine Stimme – die Stimme des Vermummten mit dem Schnurrbart.

«An ihrem Nacken befindet sich ein Mal», sagte er, und es klang fast entschuldigend, als erkenne der Sprecher ohne weiteres die fachliche Überlegenheit des anderen an.

«Richtig», bestätigte Dr. Bryant.

Der Kopf der Toten fiel etwas seitwärts, und ein winziges Pünktchen wurde sichtbar.

Die beiden Duponts hatten eifrig gelauscht. «Die Dame ist tot? Und sie hat ein Zeichen am Hals?» Es war Jean Dupont, der die Frage stellte. «Darf ich eine Vermutung äußern? Vorhin flog eine Wespe hier rum, die ich tötete. Hier liegt sie noch auf meiner Untertasse. Besteht nicht die Möglichkeit, dass die arme Dame an einem Wespenstich starb? Soviel ich weiß, hat es dergleichen schon gegeben.»

«Gewiss besteht die Möglichkeit», gab Bryant zu. «Ich kenne solche Fälle. Besonders wenn Herzschwäche vorhanden ist...»

«Kann ich irgendetwas tun, Sir?», erkundigte Mitchell sich dienstbeflissen. «Wir werden gleich in Croydon landen.»

«Da gibt's nichts zu tun, mein Lieber.» Dr. Bryant trat ein wenig zurück. «Natürlich darf die Leiche nicht entfernt werden.»

«Ich verstehe, Sir.»

Der Arzt wollte an seinen Platz zurückgehen und sah etwas erstaunt auf den kleinen Schnauzbärtigen, der nicht vom Fleck wich. Und jetzt ergriff dieser abermals das Wort.

«*Monsieur le docteur*, Sie haben etwas übersehen.»

Mit der Spitze seines eleganten Lackschuhs deutete er auf das, was er meinte: Dr. Bryant und der Steward sahen ein winziges gelbschwarzes Ding auf dem Boden schimmern, das halb vom Saum des schwarzen Kleides verborgen wurde. «Eine zweite Wespe?», stieß der Doktor überrascht hervor.

Hercule Poirot kniete nieder, nahm eine kleine Pinzette aus der Tasche und benutzte sie sehr geschickt, sodass er gleich darauf mit seinem Fund wieder aufrecht stand.

«Ja, es gleicht einer Wespe», meinte er. «Aber es ist keine.»

Er drehte und wendete das Ding, damit beide, der Steward und der Arzt, das kleine Flöckchen gerauter Seide, orangefarben und schwarz, das an einem langen, merkwürdigen Dorn mit fleckiger Spitze befestigt war, genau betrachten konnten.

«Gott steh mir bei!», rief plötzlich Mr Clancy, den die Neugier von seinem Platz getrieben hatte und der nun den Kopf vorwitzig über Mitchells Schulter schob. «Das ist ja das Seltsamste, was mir in meinem Leben je begegnet ist! Wahrhaftig, das hätte ich mir nicht träumen lassen...!»

«Könnten Sie sich nicht etwas deutlicher ausdrücken, Sir!», sagte der Steward ungeduldig. «Erkennen Sie das Ding da?»

«Erkennen? Freilich erkenne ich es.» Mr Clancy blähte sich auf vor Stolz und Befriedigung. «Das Ding da, meine Herren, ist ein Dorn, wie ihn gewisse Stämme – genau

weiß ich im Augenblick nicht, ob es Eingeborene Südamerikas oder Bewohner Borneos sind – mittels eines Blasrohrs abschießen. Und ich vermute stark, dass die Spitze...»

«... mit dem berühmten Pfeilgift der südamerikanischen Indianer präpariert wurde», ergänzte Hercule Poirot. «*Mais enfin! Est-ce que c'est possible?*»

«Nicht wahr, es klingt unglaublich?», triumphierte Clancy ganz begeistert. «Ich wiederhole: Dergleichen hätte ich mir nie und nimmer träumen lassen. Dass mir, der ich Kriminalgeschichten verfasse, das wirkliche Leben so etwas beschert, das... das...»

Vor Wonne fehlten ihm die Worte.

Das Flugzeug neigte sich schwach zur Seite, und die kleine stehende Gruppe taumelte ein bisschen. Gleich darauf glitt die «Prometheus» über das Rollfeld.

### 3

**H**enry Mitchell, der Steward, und Dr. Bryant beherrschten die Situation nicht länger; der komisch verummte Kleine riss nämlich die Führung an sich, und er sprach mit einer Autorität und einer Bestimmtheit, dass es niemandem in den Sinn kam, ihm den Gehorsam zu verweigern.

Er flüsterte Mitchell etwas zu, woraufhin dieser nickte und, sich einen Weg durch die aufbruchbereiten Passagiere bahndend, breitbeinig den Durchgang versperrte, der an den Toiletten vorüber zum vorderen Abteil führte.

Als das Flugzeug endlich zum Stehen kam, erklang seine Stimme:

«Meine Herren und Damen, ich muss Sie leider bitten, auf Ihren Plätzen zu bleiben und zu warten, bis ein Beamter den Tatbestand aufgenommen hat. Ich hoffe, es wird nicht allzu lange dauern.»

Die meisten Fluggäste sahen die Richtigkeit dieser Anweisung wohl ein; doch eine Person erhob schrillen Widerspruch.

«Unsinn!», rief Lady Horbury erbost. «Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ich verlange, dass man mich auf der Stelle gehen lässt.»

«Bedaure, Mylady. Ich kann keine Ausnahme machen.»

«Aber das ist absurd, im höchsten Grade absurd.» Ärgerlich stampfte Cicely mit dem Fuß auf. «Ich werde mich bei der Gesellschaft beschweren, weil man sich erdreistet,

uns hier mit einer Leiche in denselben Raum zu pferchen.»

«Angenehm ist das allerdings nicht, meine Liebe», sagte Venetia Kerr mit ihrem üblichen Näseln. «Indes fürchte ich, dass wir uns darein schicken müssen.» Sie nahm wieder in ihrem Sessel Platz, schlug die Beine übereinander und holte ihr Zigarettenetui hervor. «Darf ich jetzt wenigstens rauchen, Steward?»

Der gescholtene Mitchell erwiderte kleinlaut: «Ich glaube nicht, dass es jetzt etwas ausmacht.» Dann blickte er über seine Schulter nach hinten. Davis hatte die Passagiere des vorderen Abteils durch den Notausgang hinausgelassen und sich dann auf die Suche nach einem Polizeibeamten begeben. Lange brauchten die ihrer Freiheit beraubten Fluggäste nicht zu warten; trotzdem schien es ihnen, als sei mindestens eine halbe Stunde verstrichen, ehe eine aufrechte, militärische Gestalt in Zivil und ein uniformierter Polizist über den Platz eilten und durch die Tür, die Mitchell für sie offen hielt, in das Flugzeug kletterten.

«Nun, was ist los?», forschte der eine der beiden kurz. Er lauschte Mitchells und darauf Dr. Bryants Bericht und streifte die reglose Gestalt der Toten mit einem raschen Blick.

«Wollen Sie mir bitte folgen, meine Damen und Herren», forderte er dann die kleine Gesellschaft auf, die er nicht in die Zollabfertigung, sondern in ein besonderes Büro führte. «Ich werde Sie nicht länger als unbedingt nötig aufhalten», versprach er etwas freundlicher.

«Inspektor, ich habe eine dringende geschäftliche Verabredung in London», sagte Mr James Ryder.

«Tut mir leid, Sir.»

«Ich bin Lady Horbury und finde es empörend, dass man mich auf diese Art festhält.»

«Tut mir leid, Lady Horbury. Es handelt sich, das werden Sie doch gewiss begreifen, um keine Kleinigkeit, vielmehr allem Anschein nach um einen Mord. Sie müssen schon ein wenig Geduld haben.»

«Das Pfeilgift der südamerikanischen Indianer», murmelte Mr Clancy, während ein glückliches Lächeln über sein Gesicht huschte. Und der Inspektor sah ihn misstrauisch an.

Der französische Archäologe sprach eifrig in seiner Muttersprache, und langsam und bedächtig antwortete ihm der Beamte auf Französisch. Venetia Kerr warf näselnd hin: «All das ist grässlich langweilig, Inspektor, aber Sie müssen natürlich Ihre Pflicht erfüllen» – eine Bemerkung, die ihr ein höfliches «Ich danke Ihnen, Madame», eintrug.

«Ich bitte die Damen und Herren hier zu warten, während ich ein paar Worte mit Dr. Bryant wechsele. Nach rechts bitte, Doktor.»

«Darf ich der Unterredung beiwohnen?», fragte da der Kleine mit dem Schnurrbart.

Der Inspektor drehte sich um, eine scharfe Entgegnung auf den Lippen. Dann veränderte sich seine finstere Miene plötzlich.

«Oh, Monsieur Poirot», sagte er erfreut. «Sie sind so eingemummelt, dass ich Sie gar nicht erkannt habe. Selbstverständlich kommen Sie mit uns.»

Er ließ Bryant und Poirot den Vortritt und schloss dann hinter sich die Tür zum Nebenzimmer, auf deren braunes Holz sich die misstrauischen Blicke der Zurückgebliebenen hefteten.

«Warum wird mit diesem Zwerg eine Ausnahme gemacht?», rief Cicely Horbury giftig.

Venetia Kerr zuckte gleichmütig die Achseln. «Vermutlich einer von der französischen Polizei oder ein Zollspitzel.»

«Mir scheint, ich habe Sie früher schon mal gesehen», sagte Norman Gale schüchtern zu Jane. «War es in Le Pinet?»

«In Le Pinet bin ich gewesen.»

«Ein hübsches Fleckchen. Ich liebe die Fichten dort.»

«Ja, sie duften so schön.»

Und dann schwiegen beide, verlegen um den nächsten Satz. Endlich gestand der junge Mann: «Ich habe Sie im Flugzeug sofort wieder erkannt. Es gibt Menschen, die man nie wieder vergisst, wenn man sie einmal gesehen hat.»

«Wirklich...?» Jane Grey heuchelte die größte Überraschung.

«Meinen Sie, dass diese Frau tatsächlich ermordet wurde?», wechselte Norman Gale das Thema.

«Vermutlich», gab Jane zurück. «Es ist sehr aufregend, aber gleichzeitig unangenehm.»

Sie schauderte ein bisschen, und Norman Gale trat beschützend ein wenig näher an sie heran.

Mr Ryder machte in einem kleinen Notizbuch Berechnungen und sah von Zeit zu Zeit seufzend auf seine Uhr, während Cicely Horbury ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden klopfte und ärgerlich den hünenhaften Schutzmann betrachtete, der sich, erhaben über Ungeduld und Ärger, mit dem Rücken gegen die Verbindungstür lehnte.

Im Nebenzimmer sagte Inspektor Japp lächelnd zu dem kleinen Ausländer: «Sie verstehen es wunderbar, stets an den unerwartetsten Stellen aufzutauchen, Monsieur Poirot.»

«Liegt der Flugplatz Croydon nicht etwas außerhalb Ihres eigentlichen Bereichs?», erkundigte sich dieser.

«Ja. Aber ich bin einem bekannten internationalen Schmuggler auf der Spur. Reiner Zufall, dass ich mich gerade hier befand. Doch nun zur Sache, die mir übrigens die erstaunlichste zu sein scheint, die ich seit Jahren erlebt habe. – Vor allem, Doktor, bitte ich um Ihren vollen Namen und Ihre Adresse.»

«Roger James Bryant. Spezialist für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten. Meine Adresse ist Harley Street 329.»

Ein stämmiger Constable nahm diese Aussagen zu Protokoll. «Natürlich wird unser eigener Arzt eine Untersuchung der Leiche vornehmen», fuhr Japp fort. «Aber wir brauchen Sie demnächst bei der gerichtlichen Leichenschau. Können Sie mir die ungefähre Todesstunde nennen, Doktor?»

«Als ich wenige Minuten vor der Landung die Frau untersuchte, war sie mindestens schon eine halbe Stunde tot. Eine genauere Zeit lässt sich schwer angeben; jedoch erzählte mir der Steward, er habe eine Stunde vorher noch mit ihr gesprochen.»

«Ah, das schränkt die Zeitspanne schon ein! Etwas Verdächtiges haben Sie unterwegs wohl nicht beobachtet?»

Der Arzt schüttelte den Kopf.

«Und ich schlief», sagte Poirot im Ton tiefsten Bedauerns.

«In der Luft stehe ich beinahe dieselben Qualen aus wie auf See. Deshalb hülle ich mich immer warm ein und versuche zu schlafen.»

«Irgendeine Vermutung hinsichtlich der Todesursache, Doktor?»

«Es widerstrebt mir, mich schon jetzt definitiv zu äußern. Dieser Fall erfordert eine eingehende ärztliche Untersuchung und Analyse.»

Japp nickte verständnisvoll.

«Gut, Doktor. Das genügt vorläufig. Ich fürchte allerdings, Sie werden... hm... Sie werden gewisse Formalitäten über sich ergehen lassen müssen – wie alle Passagiere. Ausnahmen sind nicht möglich.»

«Es ist mir sogar lieb, wenn ich Sie davon überzeugen kann, dass ich weder Blasrohre noch andere tödliche Waffen an meinem Körper verborgen habe», entgegnete Dr. Bryant ernst.

«Rogers hier wird das erledigen.» Inspektor Japp nickte seinem Untergebenen zu. «Noch eins, Doktor – was befindet sich Ihrer Meinung nach an dem Ding da?» Er wies auf den missfarbenen Dorn, der in einer kleinen Schachtel vor ihm auf dem Tisch lag.

Wiederum schüttelte der Arzt den Kopf.

«Ohne Analyse schwer zu entscheiden. Curare ist das gewöhnlich von den Eingeborenen gebrauchte, sehr rasch wirkende Gift, glaube ich.»

«Aber es ist nicht leicht erhältlich, wie?»

«Für den Laien bestimmt nicht.»

«Dann müssen wir Sie doppelt sorgfältig untersuchen», sagte Japp, der gern mal einen Scherz machte.

«Rogers, los!»

Der Doktor und der Constable verließen gemeinsam das Zimmer.

«Seltsame Sache», knurrte Japp, mit seinem Stuhl wippend, und schaute Poirot an. «Ein bisschen allzu sensationell, um wahr zu sein. Blasrohre und vergiftete Stachel in einem Flugzeug – nein, es läuft auf eine Beleidigung des Verstandes hinaus.»

«Das ist eine sehr tief sinnige Bemerkung, *mon ami*.»

«Etliche meiner Leute suchen das Flugzeug ab. Ein Sachverständiger für Fußspuren und ein Fotograf sind bestellt. Ich denke, wir vernehmen jetzt am besten erstmal die Stewards.»

Er ging zur Tür und gab eine Anweisung, und gleich darauf erschienen Henry Mitchell und sein jüngerer Kollege, der sein Gleichgewicht wieder gefunden hatte und sich eher in einem Zustand angenehmer Erregung als des Schreckens befand.

«Setzt euch, Jungens», forderte der Inspektor sie jovial auf. «Habt ihr die Pässe? Gut.»

Er sah sie rasch durch. «Ah, hier haben wir's! Marie Morisot – französischer Pass. Wisst ihr irgendwas über sie?»

«Ich habe sie schon früher gesehen, da sie ziemlich häufig von und nach England flog», erklärte Mitchell.

«So...? Geschäftlich wohl?»

«Keine Ahnung, Sir.»

Auch der Jüngere erinnerte sich an die Frau. «Ich bediente sie auf dem Frühflug – acht Uhr ab Paris», sagte er.

«Wer von Ihnen beiden hat sie zuletzt lebend gesehen?»

«Ich», meldete sich Mitchell. «Als ich ihr den Kaffee servierte.»

«Machte sie da einen kranken Eindruck?»

«Ich gab nicht Acht, Sir, reichte ihr nur den Zucker und die Milch, die sie ablehnte.»

«Um wie viel Uhr war das?»

«Genau kann ich es nicht sagen. Wir befanden uns über dem Kanal. Es mag zwei Uhr gewesen sein.»

«Ja, so ungefähr», bestätigte Albert Davis die Aussage seines Kollegen.

«Wann sahen Sie die Dame dann wieder?», forschte Inspektor Japp weiter.

«Als ich die Rechnungen präsentierte.»

«Um wie viel Uhr?»

«Vielleicht eine Viertelstunde später. Ich dachte, sie sei eingeschlafen... Verdammt, da muss sie schon tot gewesen sein.» Mitchells Stimme schwankte.

«Von dem da bemerkten Sie nichts?», fragte der Kriminalbeamte und zeigte auf den kleinen, wespenähnlichen Dorn.

«Nein, Sir.»

«Nun erzählen Sie mal, Davis.»

«Das letzte Mal, als ich sie sah, servierte ich ihr Brot und Käse. Da fehlte ihr noch nichts.»

«Wie handhaben Sie das Servieren?», mischte sich jetzt Hercule Poirot ein. «Bedient jeder von Ihnen getrennte Abteile?»

«Nein, Sir. Wir arbeiten zusammen. Erst Suppe, dann Fleisch, Gemüse und Salat, schließlich die Nachspeise und so weiter. In der Regel servieren wir zuerst im hinteren Abteil und gehen dann mit neuen Platten und Schüsseln in das Vorderabteil.»

Poirot nickte.

«Sprach diese Morisot mit irgendeinem der Passagiere, oder zeigte sie durch irgendeine Geste an, dass sie jemanden von ihnen wieder erkannte?», nahm Japp jetzt den Faden wieder auf.

«Meines Wissens nicht, Sir.»

«Was sagen Sie, Davis?»

«Mir ist nichts aufgefallen, Sir.»

«Hat sie ihren Platz während des Flugs verlassen?»

«Ich glaube nicht.»

«Und Sie können nichts, gar nichts angeben, was ein wenig Licht auf diesen verworrenen Fall wirft?»

Beide Männer überlegten, und beide schüttelten verneinend den Kopf. Sie konnten sich auf keine Einzelheiten mehr besinnen.

«Dann brauche ich Sie einstweilen nicht mehr. Ich sehe Sie später noch.»

«Es ist eine furchtbare Sache», meinte Henry Mitchell trübe. «Dass es passieren musste, als gerade ich Dienst hatte!»

«Nun, es trifft Sie ja keinerlei Vorwurf», tröstete der Inspektor. «Aber ich pflichte Ihnen bei, dass es furchtbar ist.» Er machte eine Geste der Verabschiedung.

Da beugte Hercule Poirot sich vor.

«Gestatten Sie mir noch eine Frage, *mon ami*?»

«Auch zwei, Monsieur Poirot.»

«Hat einer von Ihnen eine Wespe herumfliegen sehen?»

«Nein», erklärten die beiden Stewards wie aus einem Munde.

«Es ist aber eine Wespe herumgeflogen. Sie lag tot auf der Untertasse eines Ihrer Passagiere.»

«Ich habe sie nicht gesehen», beteuerte Mitchell.

«Ich ebenfalls nicht», setzte Albert Davis hinzu.

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, griff Inspektor Japp nach den Pässen.

«Auch eine Gräfin war an Bord. Ich werde sie lieber nicht länger warten lassen, sonst führt sie Klage über die *brutalen* Methoden der Polizei und brockt mir eine parlamentarische Anfrage ein.»

Den kleinen Mann mit dem Schnauzbart kümmerte die Gräfin offenbar wenig.

«Sie haben doch hoffentlich eine gründliche Durchsuchung des gesamten Handgepäcks angeordnet, wie?», fragte er.

Japp zwinkerte vergnügt.

«Was haben Sie denn für eine Meinung von uns, Monsieur Poirot...? Wir werden jenes Blasrohr schon finden, sofern ein Blasrohr vorhanden ist und uns nicht alle ein Traum äfft. Es gemahnt freilich sehr an eine Art Nachtmahr! Oder sollte jener kleine Federfuchser plötzlich die Rolle gewechselt und sich entschlossen haben, eins seiner Verbrechen in der Wirklichkeit anstatt auf dem Papier auszuführen? Dieser Quatsch mit dem vergifteten Stachel klingt ganz danach.»

«Ja, jeder wird durchsucht», fuhr er fort, als er Poirots zweifelnde Miene wahrte, «ganz einerlei, ob die Herrschaften aufmucken oder nicht. Und jedes kleinste Kästchen, das sie mit sich führen, wird überprüft – so wahr ich hier vor Ihnen sitze!»

«Ich würde raten, eine peinlich genaue Liste von allen Habseligkeiten der Fluggäste anzufertigen, *mon cher*.»

Inspektor Japp musterte den andern neugierig.

«Wenn Sie es gern wollen, soll es geschehen», versprach er, «obwohl ich den Zweck nicht begreife. Wir wissen ja schließlich, wonach wir zu suchen haben.»

«Vielleicht wissen Sie es, *mon ami*, vielleicht. Ich aber bin keineswegs sicher. Ich halte nach etwas Ausschau, weiß indes noch nicht, was es ist.»

«Sie sind und bleiben der Alte, Monsieur Poirot! Noch immer lieben Sie es, die Dinge verwickelter zu machen, als sie schon sind... Nun zu unserer gräflichen Dame, ehe sie vollkommen entschlossen ist, mir die Augen auszukratzen.»

Lady Horbury war jedoch merklich friedlicher geworden. Sie geruhte, einen Stuhl anzunehmen, beantwortete

Japps Fragen ohne das leiseste Zaudern und gab an, die Gattin des Grafen Horbury zu sein – Wohnsitz Horbury Chase, Sussex, und Grosvenor Square 315, London. Sie kehre von Le Pinet und Paris nach London zurück; die Verstorbene sei ihr gänzlich unbekannt, und Verdächtiges habe sie während des Fluges nicht bemerkt. Überdies habe sie von ihrem Platz aus nach der anderen Richtung geschaut, sodass sich ihr keine Gelegenheit geboten habe, zu beobachten, was sich hinter ihrem Sessel zutrug. Soweit sie sich erinnere, sei mit Ausnahme der Stewards niemand vom vorderen Abteil ins hintere getreten, hingegen hätten, wenn sie ihr Gedächtnis nicht trüge, zwei der Herren des hinteren Abteils die Toiletten aufgesucht. Doch auch das könne sie nicht mit Bestimmtheit sagen. Nein, mit einem Blasrohr habe sie niemanden hantieren sehen, und auch eine Wespe – dies galt Poirot – habe sie nicht bemerkt.

So wurde Lady Horbury entlassen und Venetia Kerr hereingerufen. Venetia Kerr, wohnhaft Little Paddocks, Horbury, Sussex, und aus dem Süden Frankreichs heimkehrend, wie sie angab. Sonst deckten sich ihre Aussagen mit denen ihrer Freundin, nur hatte sie gesehen, wie einer der Passagiere nach einer Wespe schlug.

«Jene Wespe scheint Sie sehr zu interessieren, Monsieur Poirot», meinte der Inspektor, nachdem er auch Venetia Kerr entlassen hatte.

«Die Wespe ist weniger interessant als viel sagend. Finden Sie nicht?»

Japp lenkte das Gespräch in andere Bahnen.

«Wenn Sie mich fragen», knurrte er, «so sage ich Ihnen, dass die beiden Franzosen mir nicht geheuer vorkommen. Sie waren von der Morisot nur durch den Gang getrennt und sind schäbig aussehende Gesellen. Und ihr alter, verbeulter Koffer ist mit ausländischen Etiketten förmlich gepflastert. Sollte mich gar nicht wunderneh-

men, wenn sie in Borneo oder Südamerika gewesen wären! Ein Motiv für den Mord verraten allerdings weder ihre Koffer noch die bunten Schilder; aber wir werden deswegen die Pariser Sûreté hinzuziehen. Glauben Sie mir, Monsieur Poirot, die beiden Burschen sind ein guter Fang.»

Hercule Poirot schmunzelte.

«Dass sie in Borneo oder Südamerika gewesen sein können, will ich nicht abstreiten. Sonst aber muss ich Sie auf einen Irrtum aufmerksam machen. Jene beiden Männer sind keine «Burschen» oder Halsabschneider. Es sind im Gegenteil zwei sehr bedeutende Archäologen.»

«Sie wollen mir wohl einen Bären aufbinden?»

«Durchaus nicht. Ich kenne sie vom Ansehen sehr gut. Armand Dupont und sein Sohn Jean haben vor gar nicht so langer Zeit erst sehr interessante Ausgrabungen in Persien, nicht weit vom alten Susa entfernt, geleitet.»

«Donnerwetter!» Inspektor Japp suchte die betreffenden Pässe heraus. «Wahrhaftig, es stimmt! Danach sehen sie aber wirklich nicht aus.»

«Berühmten Männern sieht man ihre Leistungen oft nicht an. Ich selbst zum Beispiel, ich, Hercule Poirot, bin sogar einmal für einen Friseur gehalten worden!»

«Nicht möglich!», rief Japp, indes sich sein Mund zu einem breiten Grinsen verzog. «Herein also mit unseren hervorragenden Archäologen!»

Dupont erklärte, die Verstorbene nicht gekannt zu haben. Wegen einer eifrigen wissenschaftlichen Erörterung habe er auf seine Umgebung nicht geachtet und seinen Platz nicht verlassen. Dann habe gegen Ende des Mittagessens eine Wespe sie umschwirrt, die von seinem Sohn getötet worden sei.

Jean Dupont bestätigte dies. Die Wespe habe ihn belästigt, und deshalb habe er sie erschlagen. Der Gegenstand

ihrer Diskussion? Die prähistorische Keramik des Nahen Ostens.

Mr Clancy, der als Nächster verhört wurde, kam nicht so glimpflich davon, denn nach Ansicht des Inspektors wusste er zu viel über Blasrohre und vergiftete Dornen Bescheid.

«Haben Sie jemals selbst ein Blasrohr besessen?»

«Ja... ja, das kann ich nicht leugnen.»

«Sol!»

«Sie dürfen mich nicht missverstehen, Inspektor», sagte der kleine Clancy, beinahe quiekend vor Erregung. «Der Anlass war durchaus unverfänglich. Ich kann erklären...»

«Seien Sie versichert, dass Sie es erklären werden», fauchte Japp ihn an.

«Ich schrieb ein Buch, in dem der Mord auf diese Weise begangen wurde.»

«So, sol!»

Wieder diese drohende Betonung. Mr Clancy fuhr eiligst fort:

«Es drehte sich alles um Fingerabdrücke – Sie verstehen wohl, Inspektor? Ich bedurfte eines Beispiels, das die Stelle erläuterte... ich meine... ich meine die Fingerabdrücke... die Stelle der Fingerabdrücke auf dem Blasrohr, meine ich», stotterte der Kleine. «Und als ich so ein Ding zufällig sah – in einem Laden in der Charing Cross Road –, kaufte ich es. Es ist schon zwei Jahre her, und einer meiner Freunde blies für mich... nur wegen der Fingerabdrücke, um die richtige Stelle zu finden. Nicht wahr, Sie begreifen, Inspektor? Ich kann Ihnen auch den Titel des fraglichen Buches nennen: «Die scharlachrote Blüte», und den Namen meines Freundes ebenfalls.»

«Haben Sie das Blasrohr behalten?»

«Nun... ich denke, ja.»

«Und wo befindet es sich jetzt?»

«Wo? Es wird irgendwo stecken.»

«Was heißt irgendwo, Mr Clancy?»

«Ich... ich weiß es wirklich nicht genau, Inspektor. Ich bin kein sehr ordentlicher Mensch.»

«Sie haben es doch nicht etwa bei sich?»

«Bestimmt nicht. Seit mindestens sechs Monaten habe ich es nicht mehr gesehen.»

Inspektor Japp umfing sein Opfer mit einem Blick eisigen Argwohns und setzte dann das Verhör fort.

«Sind Sie während des Fluges einmal aufgestanden?»

«Nein... oder... doch, doch, ich bin aufgestanden.»

«Und wohin gingen Sie?»

«Ich holte das Kursbuch mit den kontinentalen Zugverbindungen aus meinem Regenmantel, der zusammen mit Handtaschen und Decken hinten unweit des Eingangs lag.»

«Dann kamen Sie also dicht an der Verstorbenen vorbei?»

«Ich... glaube, Inspektor. Aber das war viel früher, ehe ihr etwas zugestoßen sein kann. Ich hatte gerade meine Brühe getrunken.»

Weitere Fragen wurden verneinend beantwortet. Mr Clancy hatte, völlig mit der Ausarbeitung eines lückenlosen, quer durch Europa führenden Alibis beschäftigt, nichts Verdächtiges bemerkt.

«Alibi, he?», wiederholte der Inspektor finster, und Hercule Poirot fuhr mit seiner ewigen Frage nach der Wespe dazwischen.

Ja, eine Wespe hatte Mr Clancy bemerkt, weil er selbst von ihr belästigt worden war. Und er fürchtete sich vor Wespen. Wann? Nun, kurz nachdem der Kaffee serviert worden war.

Dann gestattete Japp Mr Clancy, sich zu entfernen, und mit sichtlicher Erleichterung kam dieser der Erlaubnis nach.

«Fauler Zauber!», urteilte der Inspektor. «Erstens besaß er ein Blasrohr, und zweitens schlotterte er ja vor Angst!»

«Daran ist Ihre amtliche Strenge schuld, mein guter Japp.»

«Strenge...? Niemand braucht sich vor uns zu ängstigen, wenn er die Wahrheit spricht», sagte der Scotland-Yard-Beamte von oben herab, woraufhin Poirot ihn mit schief gelegtem Kopf ein Weilchen mitleidig betrachtete.

«Mir scheint fast, Sie glauben, was Sie da eben sagten!»

«Natürlich glaube ich es. Und es entspricht auch den Tatsachen. Jetzt zu Norman Gale.»

Gale, von Beruf Zahnarzt, wohnte gemäß seiner Aussage Shepherd's Avenue 14, Muswell Hill. Er kehrte von einem in Le Pinet verbrachten Urlaub zurück und hatte anschließend noch einen Tag in Paris verbracht, um sich über verschiedene neue zahnärztliche Instrumente zu informieren.

Die Verstorbene war ihm unbekannt, und Verdächtiges war ihm während der Reise nicht aufgefallen, zumal er so saß, dass er in entgegengesetzte Richtung schaute. Einmal während des Fluges hatte er sich zur Toilette begeben, doch hatte er dann sofort wieder seinen Platz aufgesucht, sich also dem hinteren Teil des Flugzeugs nicht genähert. Eine Wespe...? Er verneinte diese Frage Poirots.

Ihn löste James Ryder ab, etwas nervös und schroff in seinen Manieren. Von einer Geschäftsreise heimkehrend, hatte er zwar den Platz unmittelbar vor der toten Frau innegehabt, aber sie nicht sehen können. Dazu wäre es nötig gewesen aufzustehen und über die Lehne des Sessels zu schauen. Gehört hatte er nichts, keinen Schrei und keinen Ausruf. Außer den Stewards war niemand nach

hinten gekommen. Die beiden Franzosen, die schräg vor ihm saßen, hätten sich ununterbrochen eifrig unterhalten, und gegen Ende der Mahlzeit habe der jüngere eine Wespe getötet. Ein Blasrohr kannte Mr Ryder nicht; infolgedessen sah er sich außer Stande zu sagen, ob er eines während des Fluges gesehen habe oder nicht...

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür, und ein Polizist trat ins Zimmer, unverhohlenen Triumph im Blick.

«Der Sergeant hat soeben dies hier entdeckt, Sir», verkündete er. «Ich dachte, es wäre Ihnen lieb, sofort davon zu erfahren.» Er legte den Fund auf die Tischplatte und befreite ihn sorgfältig von dem umhüllenden Taschentuch. «Soweit ersichtlich, sind keine Fingerabdrücke vorhanden. Dennoch empfahl mir der Sergeant Vorsicht.»

Inspektor Japp schnaufte laut, denn was vor ihm lag, war zweifellos das Blasrohr eines Wilden.

«Dann ist es also wahr? Bei Gott, ich habe nicht recht daran geglaubt.»

Interessiert beugte sich Mr Ryder vor.

«Gelesen habe ich schon von solchen Dingen, aber noch nie eins zu Gesicht bekommen. Nun, jetzt kann ich Ihre Frage beantworten: Nein, ich sah keinen meiner Mitreisenden mit einem Blasrohr hantieren.»

«Wo wurde es gefunden?», wandte Japp sich an seinen Untergebenen, der sofort eine dienstliche Haltung einnahm.

«Hinter einen der Sitze geklemmt.»

«Hinter welchen Sitz?»

«Nr. 9»

«*Oh, là là!*», rief Poirot in seiner Muttersprache. «*C'est drôle!*» Inspektor Japp drehte sich ihm zu.

«Was soll daran komisch sein?»

«Nr. 9! Das war mein Platz.»

«*Ihr* Platz? Na, das bringt Sie aber in ein recht merkwürdiges Licht», erklärte James Ryder unverfroren.

Der Inspektor runzelte die Stirn. «Danke, Mr Ryder. Ihre Aussagen genügen mir.»

Als die Tür hinter dem Zeugen ins Schloss schnappte, glätteten sich die Falten des Unmuts auf Japps Stirn, und belustigt schlug er sich auf die Schenkel.

«Ist es *Ihr* Werk, alter Knabe?»

«*Mon ami*», erwiderte Poirot mit Würde, «wenn ich einen Mord begehe, wird es nicht mit dem Pfeilgift der südamerikanischen Indianer geschehen.»

«Ja, es ist ein bisschen kunstlos», gab der andere zu.

«Trotzdem hat der Täter ein erstaunliches Wagnis auf sich genommen. Es muss ein vollkommen Wahnwitziger gewesen sein... Wen haben wir jetzt noch zu verhören? Ah, nur das junge Mädchen, Jane Grey – hm, klingt wie ein Buch.»

«Ein hübsches Mädchen», versetzte Hercule Poirot.

«Schau, schau, Sie Schwerenöter! Die ganze Zeit haben Sie also nicht geschlafen?»

«Sie war hübsch – und nervös.»

«Nervös? Oho!»

«Mein lieber Freund, wenn ein Mädchen nervös ist, steckt gewöhnlich ein junger Mann dahinter, nicht ein Verbrechen.»

«Vielleicht haben Sie recht.»

Jane Grey beantwortete die ihr gestellten Fragen unbefangenen genug. Sie sei im Frisiersalon Antoine in der Bruton Street beschäftigt und wohne Harrogate Street 10, NW 5. Augenblicklich kehre sie von Le Pinet zurück.

Weitere Fragen offenbarten Japp die Geschichte mit dem Los.

«Sie sollten verboten werden, diese Irish Sweeps», grollte er.

«Ich finde sie wundervoll», erklärte Jane. «Haben Sie jemals eine halbe Krone auf ein Pferd gesetzt?»

Inspektor Japp wurde rot und schaute etwas verwirrt. Nach einer Pause nahm er das Verhör wieder auf, in dessen Verlauf Jane Grey meinte, dass sie die Tote zwar nicht kenne, sie ihr aber in Le Bourget aufgefallen sei.

«Und weshalb fiel sie Ihnen auf?»

«Weil sie so entsetzlich hässlich war», entgegnete Jane wahrheitsgemäß. Weitere wertvolle Aussagen konnte sie nicht machen, sodass Japp sie bald wieder gehen ließ.

Nun versank er wieder in Grübeleien über das Blasrohr.

«Das übersteigt noch den schlimmsten Kriminalroman! Nach wem müssen wir jetzt fahnden? Nach einem Mann, der in jenem Teil der Welt, woher dies Ding da stammt, Reisen unternahm? Und woher stammt es? Nur ein Fachmann kann das entscheiden. Es mag malaiisch, süd-amerikanisch oder afrikanisch sein.»

«Ursprünglich schon», antwortete Poirot. «Doch wenn Sie es genau betrachten, werden Sie ein mikroskopisch kleines Stück Papier entdecken, das ich für das Überbleibsel eines Preisetiketts halte. Ich möchte behaupten, dass dieses Blasrohr von den Wilden in irgendeinen Kuriositätenladen gelangte. Das würde unsere Suche erleichtern. Noch eine Frage.»

«Bitte.»

«Jene Liste über die Sachen der Passagiere werden Sie doch bestimmt anfertigen lassen?»

«Meinetwegen! Wichtig scheint es mir jetzt nicht mehr. Legen Sie denn so viel Wert darauf?»

«*Mais oui*. Ich bin ganz konfus, Japp. Wenn ich etwas fände, das mir weiterhelfen würde...»

Der Inspektor hörte nicht auf Poirots Worte. Er untersuchte das abgerissene Preisschild.

«Clancy gab zu, ein Blasrohr gekauft zu haben. Diese verfluchten Schreiberlinge! Immer stellen sie die Polizei als Narren hin, die alles verkehrt anpacken. Wenn ich zu meinen Vorgesetzten das sagte, was diese Inspektoren der Kriminalromane zu den ihrigen sagen, so würde ich morgen aus Scotland Yard hinausfliegen. Eine ganz unwisende Bande, diese Tintenkleckser! Aber diesen blöden Mord könnte sehr wohl einer von ihnen ausgeführt haben, der sich nun obendrein noch einbildet, er würde uns entwischen...»

Die Voruntersuchung wegen des jähen Ablebens von Marie Morisot fand vier Tage später statt, und der Verhandlungssaal war infolge der ungewöhnlichen Begleitumstände, die die Öffentlichkeit aufhorchen ließen, überfüllt. Als erster Zeuge wurde ein großer, betagter Franzose vernommen: Maître Alexandre Thibault, der das Englische zwar etwas schwerfällig, aber grammatikalisch korrekt sprach.

Nach den einleitenden Fragen forschte der Vorsitzende: «Sie haben den Leichnam der Verstorbenen in Augenschein genommen. Erkennen Sie die Person?»

«Gewiss. Es ist meine Klientin Marie Angélique Morisot.»

«Dieser Name steht auch im Pass. War sie noch unter einem anderen Namen bekannt?»

«Ja. Als Madame Giselle.»

Ein Raunen lief durch die Reihen des Publikums, und sensationslüsterne Reporter zückten ihre Schreibstifte.

«Wollen Sie uns bitte genau darlegen, wer diese Madame Morisot oder Madame Giselle war?», fragte der Vorsitzende.

«Madame Giselle – ich gebrauche den Namen, unter dem sie ihre Geschäfte tätigte, war eine der bekanntesten Geldverleiherinnen von Paris.»

«Wo übte sie ihre – Tätigkeit aus?»

«Rue Joliette 3. Ihre Wohnung befand sich im gleichen Haus.»

«Die Verstorbene soll häufig Reisen nach England unternommen haben. Geschäftlich?»

«Ja. Viele ihrer Klienten waren Engländer. Sie gehörten meist der Gesellschaft an, und es handelte sich um Fälle, die äußerste Diskretion erforderten.»

«Madame Giselle stand also im Ruf strengster Verschwiegenheit?»

«Ja.»

«Darf ich fragen, ob Sie in ihre verschiedenen geschäftlichen Transaktionen eingeweiht waren?»

«Nein. Ich erledigte nur ihre juristischen Angelegenheiten. Die Geschäfte führte Madame Giselle ganz allein – übrigens eine ungemein kluge Frau und im öffentlichen Leben eine sehr bekannte Erscheinung.»

«War sie Ihrer Ansicht nach zum Zeitpunkt ihres Todes reich?»

«Sehr reich.»

«Hatte sie Feinde?»

«Mir sind keine bekannt.»

Maitre Thibault machte nun Henry Mitchell Platz.

«Ihr Name ist Henry Charles Mitchell, und Sie wohnen Shoeblock Lane 11, in Wandsworth, ja?», fragte ihn der Vorsitzende.

«Ja, Sir.»

«Sie sind Obersteward auf dem Flugzeug «Prometheus», das zu den Universal Airlines gehört und das die Verstorbene am letzten Dienstag benutzte. Waren Sie der Dame bereits früher schon mal begegnet?»

«Ja, Sir. Vor sechs Monaten auf dem Flug 8 Uhr 45 ab Paris. Sie ist ein- oder zweimal mit dieser Morgenmaschine geflogen.»

«Haben Sie jemals den Namen Madame Giselle nennen hören?»

«Nein, Sir.»

«Bitte schildern Sie die Vorfälle am Dienstag.»

«Ich hatte das Mittagessen serviert, Sir, und kam mit den Rechnungen. Da ich irrtümlicherweise glaubte, die Dame sei eingeschlafen, störte ich sie nicht, sondern geduldete mich bis fünf Minuten vor der Landung. Dann erst entdeckte ich, dass sie tot oder schwer erkrankt war, und sah mich daher nach einem Arzt um. Dieser sagte...»

«Halt! Darüber werden wir Dr. Bryant selbst hören. Schauen Sie sich jetzt dies an.» Der Vorsitzende reichte Mitchell das Blasrohr, das dieser nur zimperlich anfasste. «Haben Sie es vorher schon mal gesehen?»

«Nein, Sir.»

«Sie sahen es bestimmt nicht in der Hand irgendeines Passagiers?»

«Bestimmt nicht, Sir.»

«Albert Davis!», rief der Vorsitzende.

Der jüngere Steward trat vor.

«Albert Davis, wohnhaft Barcome Street 23, Croydon, bei den Universal Airlines angestellt, nicht wahr?»

«Jawohl.»

«Wann erfuhren Sie zuerst von der Tragödie, die sich am Dienstag auf der *«Prometheus»* zutrug?»

«Mitchell sagte mir, er fürchte, dass einer der Damen etwas zugestoßen wäre.»

Jetzt wanderte das Blasrohr zu Davis hinüber, der ebenfalls versicherte, es nie zuvor erblickt zu haben.

«Gut. Dann können Sie abtreten. Dr. Roger Bryant, bitte.»

Nachdem der Arzt wie die früheren Zeugen Namen und Adresse genannt hatte, wurde er aufgefordert, zu berichten, was sich an dem betreffenden Dienstag zugetragen hatte.

«Kurz vor Croydon kam der Obersteward zu mir mit der Frage, ob ich Arzt sei», begann Dr. Bryant. «Als ich es bejahte, teilte er mir mit, dass es einem der Passagiere nicht gut gehe, woraufhin ich ihm folgte. Die betreffende Dame saß zusammengesunken in ihrem Sessel und musste, wie ich feststellte, schon geraume Zeit tot gewesen sein.»

«Wie lange schon, Dr. Bryant?»

«Bestimmt eine halbe Stunde. Zwischen einer halben und einer Stunde, schätze ich.»

«Sie bemerkten eine winzige Punktur an der Seite des Halses, nicht wahr?»

«Ja.»

«Ich danke Ihnen... Dr. James Whistler.»

Dr. Whistler, der Polizeiarzt des Distrikts, ein hageres Männchen, äußerte sich folgendermaßen:

«Dienstag, den 18. September, wurde ich kurz nach drei Uhr zum Flugplatz Croydon gerufen, wo man mir auf der »Prometheus« die Leiche einer Frau mittleren Alters zeigte. Der Tod hatte sie, so möchte ich behaupten, ungefähr eine Stunde zuvor ereilt. Ich gewahrte an der Seite des Halses ein rundes Pünktchen, direkt auf der Halsschlagader, das sowohl ein Wespenstich als auch der mir vorgelegte Dorn verursacht haben konnte. Später nahm ich im Leichenschauhaus eine eingehende Untersuchung vor und gelangte zu der Ansicht, dass der Tod durch Einführen eines starken Giftes in die Blutbahn bewirkt wurde. Das Gift rief eine sofortige Lähmung des Herzens hervor, das heißt, der Tod trat auf der Stelle ein.»

«Sind Sie imstande, uns das Gift zu nennen?»

«Es war ein in meiner Praxis noch nicht vorgekommenes Gift.»

Die Reporter, aufmerksam lauschend, kritzelten: «Gift, das dem Polizeiarzt trotz langjähriger Praxis unbekannt ist.»

«Danke», sagte der Vorsitzende. «Bitte, Mr Henry Winterspoon.»

Es meldete sich ein hoch gewachsener, verträumt dreinschauender Mann, den man wohl für gutmütig, doch kaum für intelligent gehalten hätte, und das Publikum staunte nicht wenig, als es erfuhr, dass Mr Winterspoon der Chefanalytiker der Regierung und eine weltberühmte Autorität auf dem Gebiet seltener Gifte war.

Der Vorsitzende hob den verhängnisvollen Dorn hoch und fragte den Zeugen, ob er ihn erkenne.

«Gewiss. Er wurde mir zur Analyse eingesandt.»

«Und das Ergebnis der Analyse?»

«Meiner Ansicht nach ist der Dorn ursprünglich mit einer Lösung von Curare, dem Pfeilgift gewisser wilder Stämme, getränkt worden.»

Hurtig eilten die Stifte der Pressevertreter über das Papier, während der Vorsitzende die nächste Frage stellte:

«Wenn ich Sie recht verstehe, hat also das Pfeilgift Curare den Tod verursacht?»

«Keineswegs», widersprach Mr Winterspoon. «Von dem ursprünglichen Präparat fand ich sozusagen nur noch einen Hauch. Wie meine Analyse ergab, wurde der Dorn kürzlich in das Gift von *Dispholidus Typus*, einer sehr gefährlichen Baumschlange, getaucht. Sie ist in Afrika heimisch und verfügt über das allerstärkste Gift. Seine Wirkung auf Menschen ist nicht bekannt; doch bekommen Sie eine Vorstellung von der Stärke ihres Giftes, wenn ich Ihnen sage, dass man es einer Hyäne spritzte und das Tier starb, noch ehe die Nadel wieder herausgezogen werden konnte. Das Gift verursacht eine akute Blutung unter der Haut und paralyisiert das Herz.»

«Haben Sie je gehört, dass es in einem Fall vorsätzlicher Vergiftung angewandt wurde?»

«Niemals.»

«Ich danke Ihnen, Mr Winterspoon.»

Sergeant Wilson berichtete über die Entdeckung des von Fingerspuren freien Blasrohrs. Man hatte mit diesem und dem Dorn dann Experimente angestellt, wobei letzterer bis zu zehn Meter weit geflogen war.

«Mr Hercule Poirot.»

Der kleine Ausländer zeigte sich sehr zurückhaltend, gab an, dass er nichts Auffälliges bemerkt, allerdings den Dorn entdeckt habe, und zwar an einer Stelle, wohin er sehr wohl vom Nacken der Toten heruntergefallen sein könnte.

«Gräfin Horbury», rief der Vorsitzende.

Und die Reporter kitzelten: «Gattin eines englischen Aristokraten als Zeugin in dem Flugzeug-Mordfall.» Jene, die für Frauenzeitschriften schrieben, fügten noch hinzu: «Gräfin Horbury, die vor ihrer Heirat Cicely Bland hieß, trug ein elegantes schwarzes Kleid, einen kleinen Hut und einen Fuchspelz.»

Dem Publikum gefiel die schicke, anmutige junge Frau, wenngleich ihr Zeugnis äußerst dürftig war: Sie hatte nichts bemerkt und die Verstorbene nie zuvor gesehen.

Venetia Kerr, die nach ihr aufgerufen wurde, fand weniger Beifall. Trotzdem schrieben einige unermüdliche Neuigkeitslieferanten: «Lord Cottesmores Tochter, in einfachem, gut geschnittenem Mantel, gleichfarbigem Rock und moderner, sportlicher Bluse, bei der Voruntersuchung.»

James Ryder, leitender Direktor der Ellis Vale Cement Co. musste schon nach seinen ersten Antworten eine Rüge des Vorsitzenden hinnehmen.

«Sie saßen auf Platz Nr. 4, unmittelbar vor der Verstorbenen, wie?», forschte dieser nach Feststellung von Mr Ryders Personalien, und heftig fuhr Mr Ryder auf:

«Na, und wenn das der Fall gewesen wäre?»

«Sprechen Sie gefälligst in einem andern Ton mit mir! Sie saßen also auf Platz Nr. 4, von wo aus Sie so gut wie jeden im Abteil sehen konnten.»

«Falsch! Auf meiner Seite konnte ich überhaupt niemanden sehen», erklärte der Zeuge. «Die Sitze haben viel zu hohe Rückenlehnen.»

«Aber wenn einer der Passagiere in den Mittelgang getreten wäre – also eine Stellung eingenommen hätte, die ihn in die Lage versetzt hätte, mit dem Blasrohr auf die Verstorbene zu zielen –, das würden Sie doch gesehen haben?»

«Gewiss.»

«Stand jemand der vor Ihnen Sitzenden von seinem Platz auf?»

«Ja, der Herr, der zwei Reihen vor mir saß, ging zur Toilette.»

«Also entfernte er sich von Ihnen und der Toten?»

«Ja.»

«Und hinterher ging er direkt wieder auf seinen Platz zurück?»

«Ja.»

«Trug er etwas in der Hand?»

«Nein.»

«Sind Sie sicher?»

«Ganz sicher.»

«Stand sonst noch jemand auf?»

«Ja, der Mann vor mir. Er ging an mir vorbei in den hinteren Teil des Flugzeugs.»

«Ich protestiere», quiekte Mr Clancy, von seiner Bank aufspringend. «Das geschah früher, viel früher – so gegen ein Uhr.»

«Setzen Sie sich bitte», beschwichtigte ihn der Vorsitzende. «Sie kommen gleich an die Reihe. Weiter, Mr Ryder. Sahen Sie, ob der Herr etwas in der Hand hatte?»

«Ich glaube, einen Füllfederhalter. Und als er zurückkehrte ein gelbliches Buch.»

«Haben Sie selbst auch Ihren Platz verlassen?»

«Ja, ich nahm mir die Freiheit, zur Toilette zu gehen. Aber ohne Blasrohr!»

«Mr Ryder, Sie schlagen wieder diesen unziemlichen Ton an!», rief der Vorsitzende. «Mir genügt Ihre Aussage.»

Dann legte Norman Gale, der Zahnarzt, Zeugnis ab – ein Zeugnis von durchaus nichtssagender Art. Und endlich wurde der entrüstete Mr Clancy gehört, dessen Auftritt die Reporter mit den Worten kommentierten: «Bekannter Autor gesteht Kauf tödlicher Waffe. Sensation im Gerichtshof.»

Allein, die Sensation war vielleicht ein bisschen verfrüht.

«Ja, Sir», sagte Mr Clancy schrill, «ich habe ein Blasrohr gekauft. Und noch mehr: Ich habe es heute mitgebracht. Daher erhebe ich auch schärfsten Protest gegen die Mutmaßung, dass das Blasrohr, mit dem man das Verbrechen beging, mir gehört. Hier ist mein Blasrohr.» Mit kühnem Schwung legte er es auf den Tisch vor dem Vorsitzenden.

«Zweites Blasrohr im Gerichtssaal», schrieben die Presseleute.

Doch der Vorsitzende gab Mr Clancy noch nicht frei. Er machte ihn darauf aufmerksam, dass er geladen worden sei, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen,

und nicht, um eine völlig der eigenen Fantasie entsprungene Beschuldigung zurückzuweisen. Dann folgte ein Verhör über die Ereignisse auf der «Prometheus», das keine nennenswerten Ergebnisse zeitigte. Er selbst – dies setzte Mr Clancy sehr weitschweifig auseinander – sei restlos von den Tücken und Eigentümlichkeiten der ausländischen Zugfahrpläne und den Schwierigkeiten des Vierundzwanzig-Stunden-Systems in Anspruch genommen gewesen, sodass er auf seine Umgebung nicht geachtet habe. Sämtliche Insassen des Flugzeuges hätten, so erläuterte er, mit Schlangengift gefüllte Dornen aus Blasrohren in die Luft schießen können, er, Mr Clancy, würde es nicht bemerkt haben.

Miss Jane Grey, die Friseurin, setzte die Reporterhände nicht in Bewegung.

Dann folgten die beiden Franzosen.

Armand Dupont erklärte, dass er sich infolge einer Einladung der Königlich Asiatischen Gesellschaft nach London begeben habe, um dort einen Vortrag zu halten. Er und sein Sohn seien auf die Verstorbene erst aufmerksam geworden, als die Entdeckung von ihrem Ableben die Gemüter erregt habe.

«Kannten Sie diese Madame Morisot oder Madame Gisselle von Ansehen?»

«Nein, Monsieur.»

«Sie soll aber in Paris eine bekannte Erscheinung gewesen sein.»

Der alte Dupont zuckte die Schultern.

«Vielleicht. Ich habe mich in letzter Zeit sehr selten in Paris aufgehalten.»

«Wie ich höre, sind Sie kürzlich aus dem Orient zurückgekehrt?»

«Jawohl, aus Persien.»

«Sie und Ihr Sohn sind wohl ziemlich weit gereist, haben sicher auch die Länder wilder Völker besucht?»

«Ja.»

«Haben Sie je Menschen getroffen, die Schlangengift für ihre Pfeile benutzen?»

«Nie.»

Die Aussage des Sohnes war eine Wiederholung derjenigen seines Vaters. Nur erwähnte er dann noch die Wespe, die ihn belästigt und die er deshalb getötet habe.

Weitere Zeugen gab es nicht, und so räusperte sich der Vorsitzende und wandte sich an die Geschworenen.

«Dies ist bestimmt der seltsamste und unglaublichste Fall, mit dem sich je eine Voruntersuchung zu befassen hatte. Eine Frau wurde hoch oben in der Luft, in einem kleinen, fest verschlossenen Raum, ermordet, denn Selbstmord oder Unfall scheiden aus. Notwendigerweise befindet sich der Mörder oder die Mörderin unter den Zeugen, die wir im Laufe des heutigen Vormittags gehört haben, mit anderen Worten, einer von ihnen hat in der frechsten, abscheulichsten Art gelogen.

Das Verbrechen wurde mit einer unvergleichlichen Verwegenheit begangen. In Anwesenheit von zehn oder – wenn wir die Stewards mitrechnen – von zwölf Zeugen setzte der Mörder ein Blasrohr an die Lippen und schickte den todbringenden Dorn durch die Luft. Und nichtsdestoweniger hat niemand die Tat beobachtet.

Angesichts des gänzlichen Fehlens von Belastungsmaterial, das irgendeine bestimmte Person beschuldigen würde, kann ich die Geschworenen nur ersuchen, eine Mordanklage gegen unbekannt auszusprechen. Jeder Anwesende hat die Bekanntschaft mit der Verstorbenen geleugnet. Nun, jetzt liegt es bei der Polizei herauszufinden, wie und wo eine Verbindung zu ihr bestand. Ich bitte Sie, nunmehr über das Verdikt zu beratschlagen.»

Einer der Geschworenen, ein vierschrötiger Mann mit kleinen, misstrauisch funkelnden Augen, wandte sich an den Vorsitzenden.

«Darf ich eine Frage stellen, Sir?»

«Gewiss.»

«Wer hatte den Platz inne, hinter dem das Blasrohr entdeckt wurde?»

Der Vorsitzende wollte die Akten zurate ziehen, als Sergeant Wilson an ihn herantrat:

«Sir, auf dem betreffenden Platz saß Monsieur Hercule Poirot, ein sehr bekannter und geachteter Privatdetektiv, der verschiedentlich mit Scotland Yard zusammengearbeitet hat.»

Hierauf suchten die Blicke des Vierschrötigen Poirots Gesicht und blieben mit einem Ausdruck, der alles andere als Zufriedenheit verriet, an dem kunstvollen Schnurrbart des Belgiers haften. Ausländern, sagten die misstrauischen Äuglein, darf man nicht trauen, selbst wenn sie mit der Polizei ein Herz und eine Seele sind!

Und der Mund sprach laut:

«War es nicht jener Monsieur Poirot, der den Dorn entdeckte und aufhob?»

«Ja.»

Die Geschworenen zogen sich zurück, um schon nach fünf Minuten wiederzukehren, und ihr Obmann händigte dem Vorsitzenden ein Blatt Papier aus.

«Wie...?» Befremdet blickte dieser auf das Dokument, und eine tiefe Furche bildete sich zwischen seinen Brauen. «Unsinn! Diesen Spruch kann ich nicht als gültig akzeptieren.»

Etliche Minuten später hielt er ein neues Verdikt in Händen.

«Wir sind zu der Ansicht gelangt», hieß es darin, «dass die Verstorbene ihren Tod durch Gift fand und dass die Beweise nicht ausreichen, um festzustellen, wer ihr das Gift verabfolgte.»

**A**ls Jane Grey die Stufen des Gerichtsgebäudes hinabschritt, gesellte sich Norman Gale zu ihr. «Für mein Leben gern möchte ich wissen, was auf dem Papier stand, dessen Annahme der Vorsitzende verweigert hat», gestand er.

«Das kann ich Ihnen, glaube ich, sagen», erklang hinter ihnen eine Stimme.

Das junge Paar schnellte herum und blickte in die listigen Augen Hercule Poirots.

«Es war ein Spruch, der mich des vorsätzlichen Mordes zieh», erklärte der Detektiv absichtlich gekünstelt.

«Oh... nein, nein!», wehrte Jane.

Doch Poirot nickte vergnügt.

«*Mais oui*, Mademoiselle. Gerade eben hörte ich einen Mann aus dem Publikum zu seinem Freund sagen: «Verlass dich darauf – jener kleine Ausländer hat sie auf dem Gewissen!» Und die Geschworenen dachten dasselbe.»

Jane Grey schwankte, ob sie ihr Beileid bezeugen oder lachen sollte. Sie entschied sich für letzteres, und Poirot stimmte herzlich in ihr Lachen ein. «Doch jetzt muss ich mich an die Arbeit machen und mich von dem Verdacht reinigen», erklärte er und trippelte nach einer liebenswürdigen Verbeugung davon.

«Ein komischer Kauz!», meinte der Zahnarzt, während er und das junge Mädchen dem sich eilig Entfernenden nachsahen. «Nennt sich Detektiv. Möchte bloß wissen, wie der etwas auskundschaften will. Jeder Verbrecher

erkennt ihn doch auf meilenweite Entfernung, selbst wenn er sich verkleiden würde.»

«Sind Ihre Ansichten über Detektive nicht etwas veraltet?», entgegnete Jane gedehnt. «Falsche Barte und dergleichen benutzt man in unserer Zeit wohl kaum noch, heutzutage setzen sich die Detektive ganz ruhig hin, um einen Fall psychologisch zu erfassen.»

«Bestimmt weniger anstrengend!»

«Körperlich wohl. Aber man braucht dazu ein kühles, klares Hirn.»

«Ja, ein hitziges, verworrenes würde nichts taugen.» Sie lachten beide.

«Hören Sie», begann Gale, und eine leichte Röte färbte seine Wangen. Dann fing er den Satz von neuem an. «Wir könnten doch... ich meine, es wäre doch sehr nett, wenn Sie mir das Vergnügen machten, eine Tasse Tee mit mir zu trinken? Unglücksgefährten und...»

Er hielt inne und zürnte mit sich selbst: Weißt du das, du Narr? Kannst du nicht ohne Stottern und ohne rot zu werden ein Mädchen zum Tee einladen...? Was soll es denn von dir denken?

Seine Verwirrung steigerte Janes Selbstsicherheit noch.

«Einen Tee tränke ich ganz gern.»

Sie fanden eine Teestube, die beinahe leer war, wodurch nach Gales Ansicht ihr Zusammensein noch an Vertraulichkeit gewann. Jane streifte ihre Handschuhe ab und begutachtete über den Tisch hinweg abermals ihren Begleiter. Ja, er war anziehend – mit seinen blauen Augen und jenem gewissen Lächeln. Und nett war er obendrein.

«Es ist eine sonderbare Geschichte», sagte Gale, sich hastig in ein Gespräch stürzend, denn noch immer fühlte er sich von dieser albernem Befangenheit nicht ganz frei. «Den Mord meine ich.»

«Ich weiß. Mich bedrückt das Ganze auch insofern, als ich nicht ahne, wie mein Chef sich dazu stellt. Mr Antoine will vielleicht keine Angestellte beschäftigen, die in einen Mordfall verwickelt und als Zeugin vorgeladen wurde.»

«Aber das ist doch nicht Ihre Schuld. Freilich, im Leben geht es so... so ungerecht zu», entgegnete er nachdenklich. «Die Leute sind unberechenbar. Hol's der Teufel!»

«Nun, vorläufig ist mir ja noch nicht gekündigt worden», erinnerte Jane ihn. «Es lohnt nicht, sich über etwas zu ärgern oder aufzuregen, was noch gar nicht eingetreten ist. Schließlich – ganz Unrecht hätte Mr Antoine ja nicht. Ich könnte schließlich diejenige sein, die den Mord begangen hat! Und meistens heißt es, dass ein Mensch, der einmal getötet hat, bald neue Morde auf sich lädt. Sich von solch einer Person die Haare pflegen zu lassen ist kein sehr beruhigendes Gefühl.»

«Man braucht Sie nur anzusehen, um zu wissen, dass Sie niemanden ermorden können», sagte Norman ernst.

«Wer weiß? Bisweilen möchte ich einige meiner Damen schon ermorden! Da ist besonders eine, die eine Stimme hat wie eine Wachtel und über alles meckert und zetert. Wahrhaftig, manchmal denke ich, dass es eine gute Tat und kein Verbrechen wäre, ihr den Hals durchzuschneiden.»

«Also gut, aber diesen Mord im Flugzeug haben Sie jedenfalls nicht begangen. Das kann ich beedigen.»

«Und ich kann beedigen, dass Sie ihn nicht begangen haben», erwiderte Jane Grey. «Doch hilft Ihnen das verflücht wenig, wenn Ihre Patienten da anderer Meinung sind.»

«Meine Patienten, ja...» Gale rührte versonnen in seiner Tasse. «Das hatte ich nicht überlegt. Ein Zahnarzt, der möglicherweise ein blutdürstiger Irrer ist – nein, es ist keine angenehme Aussicht.» Und dann fragte er: «Stört es Sie, dass ich Zahnarzt bin?»

«Stören? Mich?» Verwundert zog Jane die Brauen hoch.

Jetzt lachte Norman Gale. «Ich glaube, wir werden gute Freunde werden. Glauben Sie auch?»

«Ja.»

«Vielleicht essen Sie einmal abends mit mir, oder wir besuchen gemeinsam ein Kino, Miss Grey?»

«Gern.»

Nun entstand eine Pause, die Gale mit der Frage beendete: «Sind Sie zum ersten Mal in Le Pinet gewesen?»

«Ja. Das kam nämlich so.» Und nun berichtete Jane, plötzlich zu Vertraulichkeiten aufgelegt, die Geschichte mit dem Los. Dann stimmten sie darin überein, dass diese irischen Lotterien herrlich seien, und beklagten die ablehnende Haltung der englischen Regierung.

Ihr Gespräch erfuhr eine Unterbrechung durch einen jungen Mann in braunen Sporthosen, der, unbeachtet, bereits etliche Minuten um sie herumgestrichen war. Nun lüftete er seinen Hut und redete Jane mit einer gewissen Gewandtheit an:

«Miss Jane Grey, nicht wahr? Ich vertrete das *Weekly Howl* und möchte Sie bitten, uns einen kurzen Artikel über den Flugzeug-Mord zu schreiben. Sozusagen vom Standpunkt eines Passagiers aus.»

«Bedaure, dazu habe ich keine Lust.»

«Warum nicht, Miss Grey? Wir würden ein gutes Honorar dafür zahlen.»

«Wie viel?»

«Fünfzig Pfund... oder... vielleicht auch etwas mehr. Sagen wir, sechzig.»

«Nein», sagte Jane. «Ich will trotzdem nicht. Ich wüsste nicht, was ich da schreiben sollte.»

«Oh, das ist kein Problem», erklärte der junge Mann leichthin. «Sie brauchen den Artikel ja nicht selbst zu

schreiben. Einer unserer Leute wird sich von Ihnen ein paar Anregungen holen und das Ganze für Sie abfassen. Durchaus nicht nötig, dass Sie sich selbst bemühen.»

«Trotzdem mag ich nicht.»

«Auch nicht für hundert Pfund? Im Ernst – ich würde die Summe auf hundert erhöhen und erbitte dann nur noch ein Bild von Ihnen.»

Aber Jane beharrte auf ihrer Weigerung. Die Vorstellung sei ihr unsympathisch, sagte sie.

«Dann trollen Sie sich gefälligst», mischte sich Norman Gale ein. «Miss Grey wünscht, nicht länger belästigt zu werden.»

Hoffnungsvoll wandte sich der Braungekleidete nun an Norman.

«Mr Gale, wenn ich nicht irre? Sehr angenehm, Mr Gale! Also hören Sie: Wenn Miss Jane an Überempfindlichkeit leidet, warum wollen Sie es dann nicht an ihrer Stelle machen? Fünfhundert Worte. Und wir zahlen Ihnen denselben Betrag, den ich soeben Miss Grey angeboten habe. Das ist ein ausgezeichnetes Honorar, weil nämlich die Ansicht einer Frau über die Ermordung einer anderen Frau eigentlich mehr wert ist als die Ansicht eines Mannes über dieses Thema.»

«Und ich danke dafür. Nicht eine Silbe werde ich für Sie schreiben.»

«Abgesehen von dem Honorar erwachsen Ihnen daraus auch andere Vorteile, Mr Gale, alle Ihre Patienten werden es lesen!»

«Das fürchte ich ja gerade am meisten.»

«Fürchten...? Mein Lieber, ohne Publicity erreichen Sie heutzutage gar nichts.»

«Möglich. Jedoch kommt es auf die Art der Publicity an. Ich hoffe, dass wenigstens ein oder zwei meiner Patienten keine Zeitungen lesen und somit nicht erfahren, dass ich

in einen Mordfall verwickelt worden bin. Nun haben Sie Ihre Antwort von uns beiden erhalten. Gehen Sie jetzt freiwillig, oder muss ich Ihnen Beine machen?»

«Warum denn so heftig, Mr Gale?», fragte der junge Mann gelassen. «Guten Abend, die Herrschaften! Und rufen Sie mich im Büro an, falls Sie Ihre Meinung ändern sollten. Hier ist meine Karte.» Fröhlich verließ er die leere Teestube. «Gar nicht übel!», murmelte er. «Genügt durchaus als Interview.»

Tatsächlich befand sich in der nächsten Ausgabe des *Weekly Howl* eine besondere Spalte, die die Ansichten von zwei Zeugen im Flugzeug-Mordfall brachte. Miss Jane Grey hatte erklärt, sie sei zu bekümmert, um viel über die Angelegenheit sprechen zu können. Es sei ein entsetzlicher Schock für sie gewesen, und sie hasse es, auch nur daran zu denken. Mr Norman Gale hatte sich ausführlich über die Wirkung geäußert, die die Berührung mit einem Kriminalfall für die berufliche Laufbahn eines Mannes habe, und humorvoll hinzugefügt, er hoffe, dass etliche seiner Patienten die Tageszeitungen nicht läsen und infolgedessen nicht das Schlimmste argwöhnten, wenn sie sich auf dem Leidensstuhl niederließen.

Als der junge Mann verschwunden war, meinte Jane: «Ich möchte wissen, warum er mit seinem Anliegen nicht zu wichtigeren Leuten geht.»

«Vielleicht hat er es versucht und kein Glück gehabt.» Dann blickte Norman Gale ein Weilchen grübelnd vor sich hin. «Jane», begann er endlich, «nicht wahr, Sie gestatten mir, Sie beim Vornamen zu nennen? Jane, wer... wer hat Ihres Erachtens diese Madame Giselle ermordet?»

«Ich habe keine Ahnung.»

«Haben Sie darüber denn nicht nachgedacht?»

«Schon. Doch erst seit heute ist mir eigentlich richtig klar, dass es einer von unseren Mitreisenden gewesen sein muss.»

«Ja, der Vorsitzende machte kein Hehl daraus. Jane, ich weiß, dass ich es nicht war, und ich weiß, dass Sie es nicht waren – weil ich Sie nämlich fast die ganze Zeit über verstoßen beobachtet habe.»

«Ich weiß dasselbe – aus demselben Grunde», sagte Jane leise. «Mithin ist es einer von den anderen gewesen. Aber wer? Haben Sie eine Vermutung?»

«Nein.»

Wieder schaute Gale vor sich hin. Er schien einen bestimmten Gedanken zu verfolgen, und als wolle sie ihn nicht stören, dämpfte Jane ihre Stimme noch mehr.

«Wir hätten doch etwas sehen müssen – ich wenigstens. Mit Ihnen verhält es sich anders. Sie saßen mit Blick in die andere Richtung. Aber ich? Ich sah immer gerade den Mittelgang entlang. Ich wollte sagen... ich würde...» Sie brach ab, während ihr eine jähe Röte über die Wangen huschte, denn sie entsann sich, dass ihre Augen die meiste Zeit durch einen grünblauen Pullover geblinzelt gewesen waren und dass ihr Geist, durchaus nicht aufnahmefähig für die Geschehnisse um sie herum, sich fast ausschließlich mit der Persönlichkeit des Mannes in diesem grünblauen Pullover beschäftigt hatte.

Norman Gale blickte auf. Warum errötet sie?, dachte er. Ah, sie ist entzückend... Ich werde sie heiraten... unbedingt. Aber immer hübsch langsam. Einen Schritt nach dem anderen. Vorläufig dient mir dieser Mord als gute Entschuldigung für ein häufigeres Zusammensein... Außerdem wäre es, glaube ich, wirklich gut, irgendwas zu tun... Jener Kerl von Reporter und seine verdammte Publicity...

«Jane», ergriff er das Wort, «wir wollen gemeinsam überlegen. Wer hat sie getötet? Gehen wir mal sämtliche Leute durch. Die Stewards?»

«Nein.»

«Auch meine Ansicht. Die Damen uns gegenüber?»

«Lady Horbury ist nicht die Frau, die Leute umbringen würde. Und die andere ist zu vornehm, um eine alte Französin zu töten.»

«Dann der kleine Schnauzbärtige. Aber da die Geschworenen in ihm das schwarze Schaf wittern, dürfte er bestimmt schneeweiß sein. Der Doktor? Auch das ist unwahrscheinlich.»

«Wenn er jemanden beseitigen wollte, hätte er irgendetwas nicht Aufspürbares benutzen können, und keiner würde je dahinter gekommen sein.»

«Ja...», meinte Norman nachdenklich, «diese unaufspürbaren, geschmacklosen, geruchlosen Gifte sind sehr recht zweckdienlich, indes bezweifle ich ein bisschen, ob es sie wirklich gibt. Wie denken Sie über den Mann, der sich als Besitzer eines Blasrohrs entpuppte?»

«Er ist verdächtig. Andererseits scheint er ein netter Kerl zu sein, und dass er aus freien Stücken erklärte, er besitze so ein Ding, entkräftet den Verdacht.»

«Und Jameson... nein, wie heißt er doch gleich? Ah... James Ryder!»

«Ja, er könnte es sein.»

«Und die beiden Franzosen?»

«Das ist freilich am wahrscheinlichsten. Sie sind bis in die fernsten Erdenwinkel gekommen und mögen ein Motiv haben, von dem keiner etwas ahnt. Der Jüngere sah überdies sehr unglücklich und niedergeschlagen aus.» Miss Grey nickte versonnen.

«Wenn Sie einen Mord begangen hätten, sähen Sie auch betrübt aus, Jane.»

Das junge Mädchen überhörte diesen Satz. «Aber ich finde die beiden recht sympathisch, vor allem den alten Herrn, und daher wünsche und hoffe ich, dass sie unschuldig sind.»

«Allem Anschein nach kommen wir mit unseren Überlegungen nicht sehr weit.»

Jane Grey begann langsam ihre Handschuhe anzuziehen, und während sie den linken zuknöpfte, meinte sie:

«Wie sollen wir denn auch weiterkommen, wenn wir über die alte Frau, die ermordet wurde, gar nichts wissen? Nicht, wer ihre Feinde waren, nicht wer ihr Geld erbt und dergleichen mehr.»

«Dann halten Sie unser Nachdenken für nichtige Spekulation?»

«Ist es das etwa nicht?»

«Nicht ganz.» Gale zögerte und fuhr dann langsam fort: «Ich habe das Gefühl, es könnte nützlich sein...»

Fragend sah Jane ihn an.

«Mord geht nicht allein das Opfer und den Täter etwas an», erläuterte der Zahnarzt. «Er betrifft auch die Unschuldigen. Sie und ich, wir sind unschuldig, aber der Schatten des Mordes hat uns gestreift. Und wir wissen nicht, welchen Einfluss jener Schatten auf unser Leben haben wird.»

«Still», stieß Jane hervor, und obwohl sie einen gesunden Menschenverstand besaß, zitterte sie plötzlich. «Sie machen mir Angst.»

«Ich habe selbst ein wenig Angst», entgegnete Norman Gale.

**H**ercule Poirot suchte seinen Freund Inspektor Japp auf, der ihn mit einem dröhnenden Lachen begrüßte.

«Hallo, Sie Unglücksrabe, viel hat nicht gefehlt, und Sie wären in eine Gefängniszelle gesperrt worden!»

«Ich fürchte, ein derartiges Missgeschick würde mir beruflich ziemlich geschadet haben», erwiderte der kleine Belgier ernst.

«Ja, ja, bisweilen entpuppen sich Detektive als Schwerverbrecher – in Romanen.» Jetzt machte Japp eine Handbewegung in Richtung eines brünetten Mannes, auf dessen Gesicht eine leise Wehmut zu liegen schien. «Darf ich Ihnen Monsieur Fournier von der Sûreté vorstellen? Er ist herübergekommen, um diesen Fall gemeinsam mit uns zu bearbeiten.»

«Ich glaube, ich hatte bereits vor Jahren das Vergnügen, Ihnen zu begegnen, Monsieur Poirot», sagte der Franzose, indem er einen Händedruck mit dem kleinen Belgier tauschte. «Außerdem hörte ich durch Monsieur Giraud von Ihnen.» Ein kaum merkliches Lächeln spielte um seine Lippen, und Poirot, der sich denken konnte, in welchen Ausdrücken Giraud, den er selbst ironisch den «menschlichen Jagdhund», zu nennen pflegte, von ihm gesprochen hatte, erlaubte sich als Erwidderung ebenfalls ein diskretes kleines Lächeln.

«Sie und Inspektor Japp würden mir eine Freude bereiten, wenn Sie zum Abendessen meine Gäste wären», meinte Poirot dann verbindlich. «Ich habe schon Maître

Thibault eingeladen. Das heißt selbstverständlich, wenn Sie und mein Freund Japp gegen meine Mitarbeit nichts einzuwenden haben.»

Japp klopfte ihm herzlich auf den Rücken. «Im Gegenteil, Sie sollen Hahn im Korbe sein.»

«Wir werden es als eine Ehre betrachten», versicherte der Franzose förmlich und verbeugte sich in seiner melancholischen Art.

«Wie ich vorhin einer reizenden jungen Dame sagte, brenne ich darauf, mich von dem Verdacht zu reinigen.»

Inspektor Japp lachte von neuem auf. «Den Geschworenen haben Sie ganz und gar nicht gefallen! Monsieur Hercule Poirot des Mordes verdächtig – das ist der beste Witz, den ich seit Langem gehört habe!»

Durch stillschweigende Übereinkunft wurde während des ausgezeichneten Mahls, mit dem der kleine Belgier seine Freunde bewirtete, der Fall nicht erwähnt.

«Also besteht tatsächlich die Möglichkeit, in England gut zu speisen», murmelte Fournier lobend, als er diskret einen Zahnstocher benutzte.

«Ein ausgezeichnetes Diner», erkannte auch Maître Thibault an.

«Etwas französisiert, aber verdammt lecker», lautete Inspektors Urteil.

«Eine Mahlzeit muss immer angenehm für den Magen sein», erläuterte der Gastgeber. «Sie darf ihn nicht so beschweren, dass das Denken gelähmt wird.»

«Ich kann nicht sagen, dass mein Magen mir je Schere-reien bereitet hat», lachte der Beamte von Scotland Yard. «Doch lassen wir jetzt die Magenfrage und wenden wir uns der Arbeit zu. Monsieur Thibault hat, wie ich weiß, heute Abend noch einen Termin, sodass es ratsam wäre, vorher die wichtigsten Punkte mit ihm zu besprechen.»

«Natürlich bin ich zu jeder Auskunft bereit, Messieurs, denn jetzt kann ich ja offener reden als vor den Geschworenen, denen gegenüber mir Inspektor Japp, mit dem ich vor der Verhandlung kurz Rücksprache genommen hatte, eine Politik der Zurückhaltung empfahl: die nackten, notwendigen Tatsachen, nicht mehr.»

«Richtig», bestätigte der Inspektor. «Man soll sein Pulver nie vorschnell verschießen. Nun aber verraten Sie uns bitte noch etwas mehr über diese Madame Giselle.»

«Leider weiß ich nur sehr wenig. Ich kenne die Tote, wie die Welt sie kannte – ihre öffentliche Stellung sozusagen. Über ihr privates Leben weiß ich kaum Bescheid, und wahrscheinlich kann Monsieur Fournier Ihnen erschöpfendere Auskünfte darüber geben als ich. Madame Giselle war jedenfalls eine Persönlichkeit; sie war einzigartig. Über ihr Vorleben ist ebenfalls kaum etwas bekannt. Als junge Frau muss sie meines Erachtens gut ausgesehen haben, bis ihr Gesicht durch die Pocken entstellt wurde. Im Übrigen aber war sie eine Frau, die – wenigstens ist dies mein Eindruck – Freude an der Macht hatte und sie aus tiefstem Herzen auskostete. Madame Giselle war der Typ jener schlauen Französinen, die niemals dem Gefühl gestatten, ihre geschäftlichen Interessen zu beeinträchtigen; sie genoss indes den Ruf, in ihrer Art peinlich ehrlich zu sein.»

Er sah, als wüsche er Fourniers Bestätigung, seinen Landsmann an, und dieser neigte bejahend sein dunkles, melancholisches Haupt.

«Ja, sie war ehrlich – in gewissem Sinne. Dennoch hätten sich die Gerichte mit ihr befassen können, wenn irgendwelche Beweise greifbar gewesen wären. Das freilich...» Vielsagend zuckte er die Achseln. «Es hieße, so wie die menschliche Natur beschaffen ist, allzu viel zu verlangen!»

«Sie meinen?»

«*Chantage.*»

«Erpressung?», echote Japp.

«Ja, Erpressung einer besonderen Art. Madame Giselle huldigte dem Grundsatz, Geld lediglich gegen Solawechsel zu verleihen; und hinsichtlich der Summen sowie der Rückzahlungsmodi handelte sie nach Gutdünken, aber seien Sie versichert, dass sie ihre eigenen Methoden hatte, die eine Rückzahlung verbürgten.»

Poirot beugte sich interessiert vor.

«Wie Maître Thibault heute bei der Voruntersuchung bekundete, gehörten Madames Kunden und Kundinnen zu jenen Gesellschaftskreisen, die im Hinblick auf die Macht der öffentlichen Meinung sehr verwundbar sind. Madame Giselle besaß ihren eigenen, vorzüglich arbeitenden Nachrichtendienst, und bevor sie Geld, das heißt große Summen verlieh, trat dieser in Aktion. Ich wiederhole Maître Thibaults Worte. «In ihrer Art war die Verstorbene peinlich ehrlich.» Denn sie hielt denen die Treue, die ihr die Treue hielten. Ich glaube auch bestimmt, dass sie niemals ihr Wissen einsetzte, um von jemandem Geld zu erhalten, das man ihr nicht schon schuldete.»

«Sie meinen, dass dieses geheime Wissen ihre Form der Sicherheit darstellte?», forschte Hercule Poirot.

«Richtig. Und bei seiner Anwendung ging sie unglaublich grausam vor, zeigte sich taub gegen jedes Gefühl. Ihr System aber funktionierte und erwies sich als außerordentlich lohnend. Sehr, sehr selten musste sie eine ausstehende Schuld aufs Verlustkonto schreiben. Ein Mann oder eine Frau in prominenter Stellung vollbringt das Unmöglichste, um das Geld zu beschaffen, das einen Skandal verhindern wird.»

«Und wenn sie hin und wieder doch einmal einen Verlust verbuchen musste? Was dann?»

«In diesem Falle, Monsieur Poirot, wurden die Informationen, über die sie verfügte, veröffentlicht oder an diejenige Person, die die Sache anging, weitergeleitet.»

Ein Weilchen herrschte Schweigen in dem behaglich eingerichteten Raum. Dann erklang wieder die Stimme des kleinen Belgiers.

«Finanziell kam ihr das nicht zustatten?»

«Nein», erwiderte Fournier. «Wenigstens nicht direkt.»

«Aber indirekt?»

«Indirekt spornte es die anderen an, ihren Verpflichtungen nachzukommen, wie?», warf Inspektor Japp ein.

«Ja», bestätigte der Beamte der Pariser Sûreté. «Es hatte eine beträchtliche moralische Wirkung.»

«Unmoralische Wirkung möchte ich es nennen», sagte Japp grimmig. «Nun» – nachdenklich rieb er seine Nase –, «es eröffnet uns eine stattliche Reihe von Mordmotiven. Außerdem wird die Frage interessant, wer ihr Geld erbt. Können Sie uns da weiterhelfen, Monsieur Thibault?»

«Es ist eine Tochter vorhanden, die allerdings nicht mit ihrer Mutter zusammenlebte», entgegnete der Jurist. «Ich bin sogar der Meinung, dass Madame Giselle sie zuletzt als kleines Mädchen gesehen hat. Jedoch setzte sie vor vielen Jahren ein Testament auf, nach dem, mit Ausnahme eines kleinen Legats für ihre Wirtschafterin, alles der Tochter Anne Morisot zufällt. Alles – das bedeutet nach meiner Schätzung ein Millionenvermögen.»

Hercule Poirot spitzte seine Lippen zu einem Pfiff. «Dann wird ja Mademoiselle Anne Morisot eine sehr reiche junge Dame sein!»

«Ein Glück für sie, dass sie sich nicht in dem Flugzeug befand», sagte Japp trocken. «Sonst wäre sofort der Verdacht aufgetaucht, sie habe ihre Mutter aus dem Weg geräumt, um an die Moneten zu kommen. Wie alt ist sie denn wohl?»

«Genau weiß ich es nicht. Vermutlich vierundzwanzig oder fünfundzwanzig.»

«Hm, sie scheint mit dem Verbrechen nichts zu tun zu haben; deshalb ist es besser, wenn wir uns mit Madames Geschäften befassen. Alle Reisenden leugnen die Bekanntschaft mit ihr. Ob eine Durchsicht von Madames privaten Papieren uns weiterhilft, Fournier?»

«Mein lieber Freund», erwiderte der Franzose betrübt, «unmittelbar nach meinem Telefongespräch mit Scotland Yard begab ich mich zu ihrer Wohnung, wo sich ein Safe mit ihren Papieren befand. Doch diese waren inzwischen verbrannt worden.»

«Verbrannt? Von wem?»

«Von Madame Giselles Wirtschafterin Elise, die Anweisung hatte, den Safe, dessen Geheimnummer sie kannte, zu öffnen und den Inhalt zu vernichten, sobald ihrer Herrin etwas zustoßen sollte», sagte Monsieur Thibault, ohne mit der Wimper zu zucken.

«Was...? Aber das ist ja fast unglaublich!», rief Inspektor Japp.

«Sie sehen daran, dass Madame ihren eigenen Sittenkodex gehabt hat. Sie hielt, wie gesagt, jenen die Treue, die sich ihr gegenüber als treu erwiesen; sie war grausam, aber sie war auch eine Frau von Prinzipien.»

Japp schüttelte verblüfft den Kopf und versank dann wie die anderen drei Männer in ein längeres Grübeln über den seltsamen Charakter der toten Frau...

Endlich erhob sich Maître Thibault.

«Ich muss Sie jetzt leider verlassen, Messieurs. Wenn ich Ihnen noch mit irgendeiner weiteren Auskunft dienen kann, so stehe ich jederzeit zu Ihrer Verfügung. Meine Adresse kennen Sie ja.»

Er reichte ihnen der Reihe nach die Hand und verließ das Zimmer.

**D**ie Zurückgebliebenen rückten zusammen. «Also, frisch ans Werk!», forderte Japp sich und die anderen auf, indem er die Kappe seines Füllfederhalters abschraubte. «Im hinteren Abteil des Flugzeugs – und nur dies hintere Abteil interessiert uns – befanden sich elf Passagiere und die beiden Stewards. Einige der Passagiere waren Engländer, einige Franzosen. Mit ersteren werde ich mich beschäftigen, während ich letztere hiermit Monsieur Fournier überantworte. Die Nachforschungen, die in Paris angestellt werden müssen, fallen ebenfalls in Ihre Zuständigkeit, Fournier.»

«Nachforschungen in Paris allein genügen nicht», entgegnete der Franzose. «Während der Sommermonate wickelte Madame Giselle eine Menge Geschäfte in französischen Badeorten ab – Deauville, Le Pinet, Wimereux. Auch in den Süden, nach Antibes und Nizza, fuhr sie zu diesem Zweck.»

«Halt! Ein oder zwei Passagiere erwähnten Le Pinet – das dürfen wir nicht vergessen. Dann müssen wir uns mit dem Mord selbst befassen, müssen herausfinden, wer vielleicht in der Lage war, das Blasrohr zu benutzen.» Inspektor Japp entrollte einen großen Plan des Flugzeugabteils und legte ihn in die Mitte des Tisches. «So, jetzt ist alles für die Vorarbeit bereit! Und ich möchte Sie bitten, mit mir die Leute durchzugehen und die Wahrscheinlichkeiten sowie – noch wichtiger – die Möglichkeiten abzu-

wägen. Von der Liste der Passagiere können wir von vornherein einen streichen, nämlich Monsieur Poirot.»

Der kleine Belgier schüttelte traurig seinen eiförmigen Kopf. «Sie sind zu vertrauensselig, *mon cher*. Sie sollten niemandem trauen. Niemandem!»

«Nun, wenn's Ihnen Spaß macht, lasse ich Sie als verdächtig stehen», scherzte Japp. «Dann die Stewards. Vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeit aus kommen sie kaum in Betracht. Sie haben sich sicher nicht größere Summen geliehen und erfreuen sich eines guten Leumunds: anständige, nüchterne Männer. Vom Standpunkt der Möglichkeit aus dürfen wir sie freilich nicht ausscheiden, denn sie eilten hin und her und könnten theoretisch sehr wohl eine Stellung eingenommen haben, die ihnen die Benutzung des Blasrohrs gestattete. Kaum vorstellbar allerdings, dass zwei Stewards in einem Raum voller Gäste unbemerkt mit einem Blasrohr einen Giftstachel abgeschossen haben sollten! Zwar weiß ich aus Erfahrung, dass die meisten Menschen blind wie Fledermäuse sind, aber es gibt Grenzen. Natürlich trifft dasselbe irgendwie auch auf jede andere Person zu. Ah, es war Wahnsinn, reiner Wahnsinn, auf diese Weise ein Verbrechen zu begehen. Neunundneunzig zu eins standen die Chancen, dabei erwischt zu werden! Der Bursche, der Madame Giselle tötete, hat einen unerhörten Dusel gehabt, und von all den verdammten blöden Arten, einen Mord zu begehen...»

Poirot, der, ruhig rauchend dagesessen hatte, unterbrach ihn.

«Sie halten es also für eine törichte Art, *mon cher*?»

«Selbstverständlich, für reinen Wahnsinn.»

«Und trotzdem gelang es. Wir sitzen hier – wir drei, denen es wohl allen nicht an Erfahrung fehlt – und reden darüber, indes wissen wir nicht, wer die Tat verübte. Das nenne ich Erfolg, nenne ich Gelingen!»

«Das ist pures Glück», beharrte Japp. «Der Mörder hätte fünf- oder sechsmal entdeckt werden können.»

Als Hercule Poirot eine verdrießliche Bewegung machte, mischte Fournier sich ein. «Was haben Sie, Monsieur Poirot?»

«Gar nichts. Aber mein Standpunkt ist, dass eine Sache nach ihren Ergebnissen beurteilt werden muss. Und diese Sache gelang.»

«Trotzdem mutet es fast wie ein Wunder an», sagte der Franzose versonnen, worauf sein englischer Kollege ziemlich unwirsch erwiderte:

«Wunder oder nicht – die Tatsache bleibt bestehen: Wir haben das ärztliche Gutachten, und wir haben die Waffe. Wenn mir vor einer Woche jemand gesagt hätte, dass ich ein Verbrechen untersuchen müsste, bei dem eine Frau mit einem in Schlangengift getauchten Dorn getötet wurde, so würde ich ihm ins Gesicht gelacht haben! Es ist eine Beleidigung, dieser Mord. Schlechtweg eine Beleidigung.»

Poirot lächelte über diesen Zornesausbruch, und Fournier meinte, als spräche er zu sich selbst: «Wer weiß, ob der Mörder nicht das Verbrechen aus einem perversen Humor heraus beging! Es ist sehr wichtig, eine Vorstellung von der Psyche des Mörders zu haben.»

Bei dem Worte «Psyche», das er verabscheute, regte sich Japp von neuem auf.

«Na, Monsieur Poirot, jetzt müssen Sie doch Ihre helle Freude haben? Psychologie – was Schöneres gibt's doch nicht für Sie!»

«Mich interessiert, was Sie beide sagen.»

«Sie meinen doch nicht etwa, dass sie auf eine andere Art getötet wurde?», fragte der Inspektor misstrauisch. «Ich kenne die verschlungenen Wege Ihres Hirns.»

«Nein, nein, *mon ami*. Dieser Punkt beunruhigt mein Hirn nicht. Die Todesursache war jener vergiftete Dorn, den ich vom Fußboden aufhob. Indessen machen mich gewisse Dinge bei diesem Fall stutzig... Doch lassen wir das vorläufig.»

«Ja, kehren wir zu unseren beiden Stewards zurück», sagte Japp bereitwillig. «Ich denke, wir können sie streichen, denn es erscheint mir unwahrscheinlich, dass einer von ihnen etwas mit dem Mord zu tun hatte. Pflichten Sie mir bei, Monsieur Poirot?»

«Erinnern Sie sich bitte an das, was ich vorhin sagte. Bei diesem Stand der Untersuchung würde ich niemanden streichen.»

«Ganz wie Sie wollen. Nun die Passagiere. Beginnen wir bei Sitz Nr. 16, der hier» – Japp bohrte eine Bleistiftspitze auf den Plan – «nahe der Durchgangstür liegt. Er gehörte Jane Grey, der Friseurin. Sie gewann bei der irischen Lotterie und verprasste den Gewinn in Le Pinet. Das heißt: Das Mädchen ist eine Spielerin. Vielleicht steckte sie in der Klemme, pumpte Madame Giselle an, wenngleich diese ihr wohl kaum einen großen Betrag geborgt oder sie sonst in der Hand gehabt haben dürfte. Und ich glaube des weiteren nicht, dass eine junge Friseurin über die Möglichkeit verfügt, sich Schlangengift zu verschaffen, das weder zum Haarbleichen noch zur Massage verwandt wird. In gewisser Hinsicht war es übrigens ein Fehler, Schlangengift zu benutzen, weil der Kreis, in dem der Täter zu suchen ist, sich dadurch von selbst verkleinert. Von hundert Leuten dürften höchstens zwei über Schlangengift unterrichtet und imstande sein, es in die Finger zu bekommen.» Er blickte Poirot kühl und herausfordernd an...

«Was immerhin einen Punkt völlig klärt», meinte Poirot leichthin.

Fournier warf ihm einen neugierigen Blick zu, während Inspektor Japp weiterhin seinen eigenen Ideen nachging.

«Dadurch gewinnen wir folgendes Bild», sagte er. «Der Mörder fällt unbedingt in eine von zwei Gattungen: Entweder ist der Mann ein weit gereister Abenteurer, ein Mann, der etwas über Schlangen, über ihre gefährlichsten Arten und über die Sitten der Eingeborenen weiß, die das Gift im Kampf gegen ihre Feinde benutzen. Das ist Kategorie Nummer eins.»

«Und die andere?»

«Die wissenschaftliche Richtung. Forschung. Ich unterhielt mich darüber mit Winterspoon. In erstklassigen Laboratorien stellt man Versuche mit Schlangengiften an. Das Kobragift zum Beispiel wird in der Medizin gebraucht. Man behandelt neuerdings Epileptiker damit und soll schon recht gute Erfolge erzielt haben. Außerdem arbeiten die Wissenschaftler zurzeit intensiv an einem Serum gegen Schlangenbisse.»

«Interessant und viel sagend», meinte Fournier.

«Ja. Aber weiter. Diese Jane Grey passt in keine dieser Kategorien. Soweit sie infrage kommt, sind die Beweggründe unwahrscheinlich und die Gelegenheiten, sich das Gift anzueignen, gering. Ferner ist ihre tatsächliche Möglichkeit, das Blasrohr zu benutzen, gleich null. Sehen Sie her.» Eifrig beugten sich die drei Männer über die Skizze. «Hier ist Nr. 16, ganz weit entfernt, durch Mitreisende und leere Sessel getrennt von Platz Nr. 2, den Madame Giselle innehatte. Wenn Jane Grey sich nicht von ihrem Platz entfernte – und jeder bezeugt, sie sei nicht aufgestanden –, so kann sie die alte Frau einfach nicht auf der infrage kommenden Halsseite getroffen haben.

Jetzt Sitz Nr. 12, direkt gegenüber. Inhaber der Zahnarzt Norman Gale. Für ihn gilt fast das Gleiche. Ein unbedeutender junger Mann, dem sich höchstens hinsichtlich der Beschaffung des Schlangengiftes bessere Mög-

lichkeiten boten als der Friseur. Er kann in Kreisen verkehrt haben, die dubiose Geschäfte mit Rauschgiften und ähnlichem Zeug machen; er kann überdies einen Wissenschaftler zum Freund haben. Sonst scheidet er ziemlich sicher aus. Gewiss, er verließ seinen Platz, aber nur, um zur Toilette zu gehen; also in die andere Richtung. Nun, ist er aus dem Schneider?»

«Ja», sagte Fournier. «Weiter.»

«Überqueren wir jetzt den Mittelgang. Platz Nr. 17.»

«Das war ursprünglich meiner», ließ Hercule Poirot sich vernehmen. «Ich trat ihn einer der beiden Damen ab, da diese näher bei ihrer Freundin zu sitzen wünschte.»

«Venetia Kerr – hm, sie gehört zu der Gesellschaftsschicht, der Madame Giselles Opfer entstammten, macht aber nicht den Eindruck, als habe sie ein schuldbeladenes Gewissen. Trotzdem müssen wir ihr ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken. Die Lage ihres Platzes begünstigt die Tat. Wenn Giselle den Kopf ein wenig gedreht hätte, um aus dem Fenster zu schauen, wäre Venetia Kerr imstande gewesen, quer durch den Raum einen Meisterschuss auf sie abzugeben. Das Zielen versteht sie sicher vortrefflich, denn sie rennt im Herbst ja ständig mit der Flinte umher. Ob aber Zielsicherheit mit der Büchse einem bei Benutzung eines Blasrohrs zustattenkommt...? Ich vermute, es hängt beides vom Auge ab, vom Auge und von der Übung.

Und vermutlich hat sie Freunde, Männer, die in merkwürdigen Gegenden unseres Erdballs auf Großwildjagd gehen. Durch die mag sie auch allerhand giftiges... Blech!», unterbrach er sich. «Das hat ja alles weder Hand noch Fuß!»

«Ich habe Mademoiselle Kerr bei der heutigen Verhandlung gesehen, und es fällt einem schwer, sie mit einem Mord in Verbindung zu bringen», gestand der Pariser.

«Sitz Nr. 13», fuhr Japp fort. «Lady Horbury. Die ist nicht ganz koscher. Ich weiß etwas über sie, was Sie gleich erfahren werden, und es würde mich nicht überraschen, wenn sie ein paar dunkle Geheimnisse zu verbergen hätte.»

«Zufällig weiß ich, dass die betreffende Dame am Bakkarattisch in Le Pinet schwer verloren hat.»

«Oh, das ist eine wertvolle Auskunft, Monsieur Fournier. Ja, Lady Horbury könnte ich mir sehr wohl als Kundin der tüchtigen Madame Giselle vorstellen!»

«Ich auch.»

«Schön. Doch wie hat sie es gemacht? Bedenken Sie, dass sie ihren Platz nicht verließ. Sie hätte sich also – unter den Augen von zehn anderen Leuten – auf ihren Sitz knien und über die Rückenlehne beugen müssen. Unmöglich!»

«9 und 10», sagte Fournier, mit dem Finger auf der Skizze weiterrutschend.

«Monsieur Hercule Poirot und Dr. Bryant», erklärte der Inspektor. «Was hat Monsieur Poirot für seine Person anzuführen?»

«*Mon estomac*», erwiderte dieser. «Oh, es ist trostlos, dass das Hirn sich bisweilen vom Magen knechten lassen muss!»

«Ich verstehe Sie, Monsieur Poirot. Auch mir geht es in der Luft stets sehr schlecht.» Und Fourniers melancholischer Ausdruck nahm noch um einen Grad zu.

«Also Dr. Bryant. Große Kanone in der Harley Street. Hat es sicher nicht nötig, bei einer französischen Geldverleiherin Hilfe zu suchen. Freilich – verbürgen kann man sich für keinen! Außerdem kommt jetzt meine wissenschaftliche Theorie zur Anwendung. Ein Mann wie Bryant, eine Leuchte seines Berufs, kennt fraglos alle wichtigen medizinischen Forscher. Er kann leicht ein

Versuchsröhrchen Schlangengift entwenden, wenn er sich in irgendeinem der entsprechenden großen Laboratorien befindet.»

«Man führt Buch über diese Dinge», warf Poirot ein. «So leicht wie das Abpflücken von Butterblumen auf einer Wiese ist der Diebstahl nicht.» Er sagte das im gleichgültigsten Ton der Welt.

«Selbst wenn sie Buch führen, vermag ein geschickter Mann das entwendete Röhrchen durch ein harmloses zu ersetzen, umso mehr, als ein Arzt von Bryants Ruf über jeden Verdacht erhaben wäre. Nein, die Sache hat einen anderen Haken: Warum lenkte er die Aufmerksamkeit darauf? Warum sagte er nicht einfach, die Frau sei einem Herzanfall erlegen? Eines natürlichen Todes gestorben?»

Hercule Poirot hüstelte, sodass die beiden anderen ihn anblickten.

«Ich glaube, dass der Doktor zuerst sogar diesen Eindruck hatte», erläuterte er. «Schließlich sah es ja auch sehr nach einem natürlichen, möglicherweise infolge eines Wespenstichs eingetretenen Tod aus. Erinnern Sie sich bitte, dass tatsächlich eine Wespe umherflog.»

«Wie können wir jene Wespe vergessen, da Sie dieselbe ja unaufhörlich ins Treffen führten!», grinste der Inspektor. Doch Poirot überhörte den leisen Spott.

«Dann aber bemerkte ich den verhängnisvollen Dorn auf dem Boden und hob ihn auf», fuhr er fort. «Und damit deutete alles auf Mord.»

«Der Dorn wäre ohnehin gefunden worden.»

«Fraglich! Es hätte sich dem Mörder sehr wohl Gelegenheit bieten können, ihn unbemerkt an sich zu nehmen.»

«Bryant?»

«Bryant oder einem anderen.»

«Hm... ziemlich riskant.»

«Das erscheint Ihnen so, weil Sie wissen, dass es ein Mord war», widersprach Fournier. «Aber wenn eine Dame plötzlich am Herzschlag stirbt, und jemand sein Taschentuch fallen lässt und sich dann bückt, um es aufzuheben, wer wird darauf achten oder gar darüber nachgrübeln?»

«Das stimmt», gab der Inspektor zu. «Mithin steht Bryant endgültig auf der Liste der Verdächtigen. Er konnte seinen Kopf um die Ecke seines Sitzes beugen und das Blasrohr benutzen – wiederum quer durch den Raum. Aber warum sah es niemand...? Nein, ich will damit nicht von neuem beginnen! Derjenige, der es tat, wurde jedenfalls nicht gesehen.»

«Und dafür muss es einen Grund geben», sagte der Franzose, «einen Grund, der nach allem, was ich hörte, Monsieur Poirot gefallen wird.» Er lächelte leicht. «Ich meine einen psychologischen Grund.»

«Weiter, weiter, *mon ami*», mahnte Poirot. «Was Sie da erwähnen, ist ungemein interessant.»

«Nehmen wir einmal an, Sie führen in der Eisenbahn an einem brennenden Haus vorüber. Sofort würden aller Augen sich nach dem Fenster wenden. Jeder würde seine Aufmerksamkeit auf einen festen Punkt richten, und in solch einem Moment könnte ein Mann einen Dolch hervorziehen und jemanden erstechen, ohne dass es die Mitreisenden sähen.»

«Das ist wahr», pflichtete der kleine Belgier ihm bei. «Ich erinnere mich eines Falles, bei dem es sich um Gift handelte und mit dem ich befasst war. Da gab es, wie Sie es nennen, einen psychologisch richtigen Moment. Wenn wir herausfinden, dass es ihn während des Fluges der *«Prometheus»* gab...»

«Durch Befragen der Stewards und der Passagiere müssten wir das eigentlich erfahren», fiel Japp ein.

«Ja. Doch ist tatsächlich ein derartiger Moment eingetreten, so zwingt uns das logischerweise zu der Schlussfolgerung, dass der Mörder ihn schuf. Er ist imstande gewesen, die genaue Wirkung hervorzurufen, die dann jenen Moment verursachte.»

«Ausgezeichnet, Monsieur Poirot! Ausgezeichnet!», rief Fournier, und der Inspektor ergänzte:

«Ich werde später meine Fragen in diesem Sinne stellen. Nun komme ich zu Sitz Nr. 8 – Daniel Michael Clancy.» Japp sprach den Namen mit einem gewissen Nachdruck aus. «Nach meiner Meinung ist er der Verdächtigste von allen. Fällt es einem Autor seines Schlages schwer, Interesse für Schlangengift zu heucheln und irgendeinen arglosen Chemiker zu bewegen, ihn die gefährlichen Röhren anfassen zu lassen? Vergessen Sie auch nicht, dass er am Platz der Giselle vorüberging – als einziger der Passagiere.»

«Ich versichere Ihnen, mein Freund, dass ich diesen Punkt nicht vergessen habe», beteuerte Poirot, woraufhin Japp in seinen Ausführungen fortfuhr:

«Er kann es – ohne Ihren psychologisch richtigen Moment aus der Nähe benutzt haben, gestand er doch seine Kenntnisse bezüglich dieser Mordinstrumente offen ein. Und woher wissen wir denn, dass jenes Blasrohr, das er heute so stolz dem Vorsitzenden präsentierte, jenes ist, das er vor zwei Jahren kaufte? Ich traue dem ganzen Schwindel nicht! Meiner Ansicht nach kann es einem Mann nicht gut bekommen, ständig über Verbrechen und Detektivgeschichten zu brüten und alle erdenklichen Fälle nachzulesen. Es setzt ihm Ideen in den Kopf.»

«Ideen muss ein Schriftsteller ja nun einmal haben», lächelte Poirot.

Japp tippte schon wieder auf den Plan.

«Nr. 4 war Ryder – der Platz gleich vor der Toten. Ich halte Ryder zwar nicht für den Täter, aber auslassen dür-

fen wir ihn keineswegs. Er ging zur Toilette, und bei der Rückkehr bot sich ihm Gelegenheit für den Mord. Was dagegen spricht, ist, dass die Archäologen es hätten sehen müssen – unweigerlich!»

«Lieber Japp, Sie kennen wohl nur wenige Archäologen?», fragte ihn der kleine Belgier. «Wenn die Duponts sich in ein Thema wirklich verrannt hatten, dann waren sie blind und taub für ihre Umwelt. Sie haben dann – verstehen Sie? – fünftausend Jahre vor Christus gelebt. Das Jahr 1936 wäre für sie nicht vorhanden gewesen.»

Inspektor Japps Züge verrieten leisen Zweifel.

«Na, meinetwegen», sagte er nach einem Weilchen. «Was wissen Sie über die Duponts, Fournier?»

«Armand Dupont ist einer der bedeutendsten Archäologen Frankreichs.»

«Das tut nichts zur Sache. Ihre Plätze im Flugzeug sind, von meinem Standpunkt aus betrachtet, ganz vorteilhaft: jenseits des Ganges, aber etwas weiter nach vorn als Madame Giselle. Und da sie genügend in der Welt herumgekommen und an den wunderlichsten Orten gegraben haben, kann ihnen ganz leicht auch mal irgendein exotisches Schlangengift in die Hände geraten sein.»

«Unmöglich ist es nicht», räumte Fournier ein.

«Doch unwahrscheinlich Ihrer Ansicht nach, wie?»

«Monsieur Dupont lebt nur für seinen Beruf. Früher Antiquitätenhändler, gab er ein blühendes Geschäft auf, um sich der Archäologie zu widmen. Mit Herz und Seele sind er und sein Sohn bei der Sache. Und mir erscheint es unwahrscheinlich – das Wort unmöglich wage ich seit der Stavisky-Affäre nicht mehr zu gebrauchen –, dass sie bei diesem Mordfall die Hände im Spiel haben.»

«Also gut!» Japp nahm den Bogen Papier an sich, auf dem er Notizen gemacht hatte, und hüstelte ein paarmal. «Dann ist die Sachlage also folgende: *Jane Grey*. Wahr-

scheinlichkeit gering. Möglichkeit – gleich null. *Gale*. Wahrscheinlichkeit – gering. Möglichkeit ebenfalls gleich null. *Miss Kerr*. Sehr unwahrscheinlich. Möglichkeit – zweifelhaft. *Lady Horbury*. Wahrscheinlichkeit – gut. Möglichkeit – gleich null. *Monsieur Poirot*. Fast sicher der Täter; der einzige Mann an Bord, der einen psychologischen Moment schaffen konnte.»

Japp lachte ausgiebig über seinen Scherz, während Poirot nachsichtig und Fournier ein bisschen schüchtern lächelte. Dann sprach der Beamte von Scotland Yard weiter:

«*Bryant*. Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit – beide gut. *Clancy*. Motiv unklar; Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit hingegen sehr gut. *Ryder*. Wahrscheinlichkeit ungewiss; Möglichkeit ganz gut. *Die beiden Duponts*. Wahrscheinlichkeit gering; Chance an Gift zu kommen – gut. Möglichkeit – gut. Das ist eine kurze Zusammenfassung, die nicht zu viel und nicht zu wenig besagt. Jetzt liegt eine Menge Arbeit nach dem üblichen Schema vor uns. Ich werde zuerst Clancy und Bryant unter die Lupe nehmen, auskundschaften, wie es um sie steht, ob sie irgendwann in der Vergangenheit mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen hatten, ob sie sich kürzlich mit Sorgen zu tragen schienen, was sie in den letzten Jahren taten, wo sie sich aufhielten – und dergleichen mehr. Ebenso werde ich mit Ryder verfahren und die übrigen auch nicht vernachlässigen. Wilson soll mir dabei behilflich sein. Monsieur Fournier wird die Duponts übernehmen.»

«Seien Sie versichert, dass ich nichts versäumen werde, Monsieur Japp», versprach der Franzose. «Heute Nacht noch kehre ich nach Paris zurück. Vielleicht erfahre ich jetzt, da wir etwas klarer sehen, von Madame Giselles Wirtschafterin doch noch das eine oder andere. Dann heißt es, den Aufenthaltsorten der Toten während dieses Sommers nachzuspüren. Ein- oder zweimal war sie – das weiß ich bestimmt – in Le Pinet. Auch Auskünfte über

ihre Beziehungen zu Engländern wären wichtig. O ja, es wartet eine Menge Arbeit auf uns!»

Die Blicke beider Männer richteten sich auf Poirot, der mit halb geschlossenen Augen in seinem Sessel lehnte.

«Nun, wie steht's, Monsieur Poirot?», fragte der Inspektor endlich. «Wollen Sie sich überhaupt mit der Angelegenheit befassen?»

«Ja, ich möchte Monsieur Fournier nach Paris begleiten.»

«Ausgezeichnet!»

«Was haben Sie eigentlich?», sagte Japp. «Sie hüllen sich in verdächtiges Schweigen. Sprießen einige Ihrer kleinen Ideen, alter Freund?»

«Ein paar. Ja, ja, ein paar. Aber es ist sehr schwierig.»

«Heraus mit der Sprache!»

«Erstens macht mir der Platz zu schaffen, wo das Blasrohr gefunden wurde.»

«Kein Wunder! Beinahe brachte Sie das hinter Schloss und Riegel.»

Poirot schüttelte langsam den Kopf.

«So meine ich es nicht. Ich grübele nicht, weil man es hinter meinem Sitz fand, sondern weil es überhaupt hinter einen Sitz geschoben worden ist.»

«Was gibt's da zu grübeln? Irgendwo musste der Betreffende das Ding ja unterbringen; er konnte sich schließlich nicht der Gefahr aussetzen, dass man es bei ihm entdeckte.»

«Sehr richtig. Indes werden Sie bei Besichtigung des Flugzeuges vielleicht bemerkt haben, dass sich, obwohl die Fenster nicht geöffnet werden können, dennoch in jedem ein Ventilator befindet – ein kreisrundes Loch, das sich öffnen und schließen lässt und groß genug ist, um das Hindurchstecken unseres Blasrohrs zu ermöglichen.

Warum es nicht auf diese lächerlich einfache Art beseitigen? Es würde unten auf die Erde gefallen und sicherlich niemals gefunden worden sein.»

«Eine Erklärung dafür gibt es – der Mörder fürchtete, dass man ihn dabei beobachten würde.»

«Wunderbar!», spöttelte Poirot. «Das Blasrohr an die Lippen zu setzen und den tödlichen Dorn durch die Gegend zu blasen – davor scheute er nicht zurück; aber er fürchtete, dass man ihn sehen könnte, wenn er das Blasrohr durch das Loch warf!»

«Zugegeben, es klingt albern. Aber die Tatsache bleibt bestehen, dass er das Rohr hinter das Kissen eines Sitzes schob.»

Hercule Poirot schwieg, und nun stellte Fournier die neugierige Frage:

«Bringt Sie das nun auf einen Gedanken?»

«Sagen wir lieber: Es nährt eine Erkenntnis.» Mechanisch rückten Poirots Finger das unbenutzte Schreibzeug gerade, das Japp etwas verschoben hatte. Dann hob er ruckartig den Kopf.

«Haben Sie übrigens jene genaue Liste über die Sachen der Passagiere anfertigen lassen?»

«Was ich verspreche, halte ich auch», sagte Japp. Er grinste und versenkte die Hand in seine Tasche, um etliche mit Maschine geschriebene Seiten hervorzuholen. «Hier haben Sie das Gewünschte. Gewissenhaft ist alles vermerkt, und ich gestehe, dass ich über etwas gestolpert bin. Aber lesen Sie erst.»

Poirot legte die Blätter auf den Tisch, strich sie sorgfältig glatt und begann dann mit der Lektüre:

#### JAMES RYDER

Taschen: leinenes Taschentuch, mit J. gezeichnet. Schweinslederne Brieftasche; sieben Einpfundnoten, drei Visitenkarten. Brief vom Teilhaber George Elbermann, der die Hoffnung ausspricht, dass «die Verhandlungen über das Darlehen zum Erfolg geführt haben... sonst sind wir übel dran». Ein Brief mit der Unterschrift «Maudie», in dem für den nächsten Abend ein Treffen im «Trocadero», verabredet wird (billiges Papier, ungeübte Handschrift). Silbernes Zigarettentui. Feuerzeug, Füllfederhalter. Schlüsselbund. Yale-Türschlüssel. Kleingeld in französischer und englischer Währung.

Handkoffer: Eine Menge Papiere, die Zementindustrie betreffend. Ein Exemplar des verbotenen Buches *Bootsless Cup*.

#### DR. BRYANT

Taschen: zwei leinene Taschentücher. Brieftasche, enthaltend zwanzig Pfund und fünfhundert Franc. Kleingeld in französischer und englischer Währung. Konsultationsbuch. Zigarettendose, Feuerzeug, Füllfederhalter, Yale-Schüssel, Schlüsselbund, Flöte im Kasten.

Dazu: *Memoirs of Benvenuto Cellini* und *Les Maux de l'Oreille*.

### NORMAN GALE

Taschen: seidenes Taschentuch, Brieftasche mit einem englischen Pfund und sechshundert Franc, Wechselgeld, Visitenkarten zweier französischer Firmen, die zahnärztliche Instrumente herstellen. Leere Streichholzsachtel. Silbernes Feuerzeug. Bruyère-Pfeife. Tabaksbeutel aus Gummi. Yale-Türschlüssel.

Handkoffer: weißer Leinenmantel. Zwei kleine Mundspiegel. Watterollen, wie sie Zahnärzte gebrauchen. *La Vie Parisienne*, *The Strand Magazine*, *The Autocar*.

### ARMAND DUPONT

Taschen: Brieftasche mit tausend Franc und zehn Pfund. Brille mit Etui. Französisches Wechselgeld. Baumwollenes Taschentuch. Päckchen Zigaretten, Streichhölzer. Karten in einem Kästchen. Zahnstocher.

Handkoffer: Manuskript für Vortrag vor der Königlichen Asiatischen Gesellschaft. Zwei deutsche archäologische Veröffentlichungen. Zwei Seiten roher Skizzen von Keramiken. Mit Ornamenten versehene hohle Röhren (angeblich kurdische Pfeifenstiele). Kleiner ge-

flochtener Untersatz. Neun Fotografien, sämtlich von  
Keramiken.

### JEAN DUPONT

Taschen: Briefftasche. Inhalt fünf Pfund und dreihun-  
dert Franc. Zigarettendose. Zigarettenspitze (Elfen-  
bein). Feuerzeug. Füllfederhalter. Zwei Bleistifte. Klei-  
nes Notizbuch, voll gekritzelt. Brief in englischer Spra-  
che von L. Marriner, der zum Lunch im Restaurant na-  
he Tottenham Court Road einlädt. Französisches  
Kleingeld.

### DANIEL CLANCY

Taschen: Taschentuch (mit Tintenflecken), Füllfeder-  
halter (tropfend). Briefftasche mit vier Pfund und hun-  
dert Franc. Drei Zeitungsausschnitte, die kürzlich ge-  
schehene Verbrechen behandeln (eine Vergiftung mit-  
tels Arsen, zwei Unterschlagungen). Zwei Briefe von  
Maklern mit Einzelheiten über Landhäuser. Vier Bleis-  
tifte, Federmesser. Drei quittierte und vier unbezahlte  
Rechnungen. Brief von Gordon, mit Briefkopf S. S.  
Minotaur. Halb gelöste Kreuzworträtsel, aus der Zei-  
tung herausgeschnitten. Notizbuch mit Anregungen für  
schriftstellerische Arbeiten. Kleingeld in italienischer,  
französischer, schweizerischer und englischer Währung.  
Bezahlte Hotelrechnung aus Neapel. Großes Schlüssel-  
bund.

In der Manteltasche: Manuskriptseiten von «Mord am  
Vesuv». Kontinentales Kursbuch. Golfball. Ein Paar  
Socken. Zahnbürste. Bezahlte Hotelrechnung Paris.

### MISS KERR

Handtasche: Lippenstift. Zwei Zigarettenspitzen (eine aus Elfenbein, die andere aus Jade). Puderdose. Zigaretten-dose. Streichholzbrief. Taschentuch. Zwei englische Pfundnoten. Kleingeld. Eine Hälfte eines Kreditbriefes. Schlüssel.

Handkoffer: ledergefütert. Flaschen, Bürsten und Kämmen usw. Manikürekasten. Kulturbeutel, enthaltend Zahnbürste, Schwamm, Zahnpulver, Seife. Zwei Scheren. Fünf Briefe von Verwandten und Freunden in England. Zwei Tauchnitz-Bücher. Fotografie von zwei Spaniern.

Ferner die Zeitschriften *Vogue* und *Good Housekeeping*.

### MISS GREY

Handtasche: Lippenstift, flache Puderdose. Yale-Schlüssel und ein Kofferschlüssel. Bleistift. Zigaretten-dose, -spitze. Streichhölzer. Zwei Taschentücher. Bezahlte Hotelrechnung aus Le Pinet. Kleines Buch: *French Phrases*. Hundert Franc und zehn Shilling. Französisches und englisches Kleingeld. Eine Kasino-Spielmarke, Wert fünf Franc.

In der Tasche des Reisemantels: sechs Postkarten von Paris. Zwei Taschentücher und ein seidener Schal. Brief, gezeichnet Gladys. Ein Röhrchen Aspirin.

### LADY HORBURY

Handtasche: zwei Lippenstifte, Rouge, Puderdose. Taschentuch. Drei Tausendfrancnoten. Sechs englische Pfund. Kleingeld (französisch). Ein Brillantring. Fünf französische Briefmarken. Zwei Zigarettenspitzen. Feuerzeug im Silberbehälter.

Handkoffer: komplette Toilettengarnitur. Ferner Schminke, Puder, Cremes. Reichhaltiger Manikürekasten (Gold). Kleine Flasche, die (mit Tinte) die Aufschrift Borax-Pulver trägt.

Als Poirot am Ende der Liste angelangt war, legte Inspektor Japp seinen Zeigefinger auf den letzten Satz.

«Scharfer Blick, unser Mann! Er hatte das Gefühl, dies gewöhnliche Fläschchen passe nicht zu dem übrigen. Borax-Pulver – wer's glaubt! Kokain hieß das weiße Pulver in Wirklichkeit.»

Poirots Augen öffneten sich ein wenig weiter, und langsam nickte er zweimal.

«Vielleicht hat es mit unserem Fall nichts zu tun», fuhr Japp fort. «Aber ich weiß sehr wohl, dass eine Frau, die Kokain nimmt, nicht allzu viele moralische Hemmungen hat. Allerdings bezweifle ich, dass unsere Gnädige die nötigen Nerven besitzt, um eine Sache wie diese durchzuführen, und, offen gestanden, sehe ich auch nicht, wie es ihr möglich sein sollte.»

Poirot nahm die Bogen und las zum zweiten Mal, was da stand. Dann legte er die Seiten mit einem Seufzer wieder auf den Tisch. «Klipp und klar scheint alles auf eine Person als Mörder hinzudeuten», sagte er. «Und doch begreife ich nicht das *Warum* oder das *Wie*.»

Der Inspektor fuhr in die Höhe.

«Monsieur Poirot, wollen Sie etwa behaupten, dass die Durchsicht dieser Liste Sie auf die Spur des Mörders gebracht hat? Ihnen zeigte, wer von den Reisenden im Flugzeug das Verbrechen beging?»

«Ich glaube ja.»

Japp nahm ihm die Blätter fort, las sie aufmerksam durch und reichte sie Fournier, der sie ebenfalls genau zu

lesen begann. «Wollen Sie mir etwas weismachen, Monsieur Poirot?»

«Nein, nein. Was für eine Idee!»

Endlich legte der Franzose die letzte Seite aus der Hand.

«Nun?»

«Schelten Sie mich dumm – aber ich finde nicht, dass die Liste uns weitergebracht hat.»

«Nein? Auch nicht in Bezug auf gewisse Punkte des Falles?», fragte Hercule Poirot. Und als der Franzose dies verneinte, meinte er: «Nun gut, vielleicht habe ich Unrecht.»

«Tragen Sie uns Ihre Theorie doch mal vor», sagte Japp. «Sie zu hören lohnt sich auf alle Fälle.»

«Es lohnt sich nicht, mein Freund. Wie Sie ganz richtig bemerkten, handelt es sich lediglich um eine Theorie. Ich hoffte, auf der Liste einen gewissen Gegenstand zu finden, und ich habe ihn gefunden. Er scheint indes in die falsche Richtung zu weisen. Der richtige Fingerzeig bei der unrichtigen Person, wodurch unsere Arbeit um ein Erkleckliches vermehrt wird. Ich sehe meinen Weg noch nicht klar vor mir; nur etliche Tatsachen heben sich aus dem Durcheinander hervor und fügen sich zu einem bedeutungsvollen Muster zusammen. Nein? Ihnen stellt es sich nicht so dar? Ah, dann ist es besser, wenn jeder von uns seinem eigenen Gefühl folgt und seine Arbeit danach ausrichtet. Ich habe keine Gewissheit, Messieurs, nur einen bestimmten Argwohn...»

«Und ich glaube, Sie schneiden ein bisschen auf, mein Lieber», sagte der Inspektor, indem er sich erhob. «Also, ich unternehme die nötigen Schritte in London; Sie, Fournier, kehren nach Paris zurück – und was denkt unser Monsieur Poirot zu tun?»

«Nach wie vor, Monsieur Fournier nach Paris zu begleiten. Mehr denn je sogar.» Poirot schien das selbstverständlich.

«Mehr denn je...? Bei Gott, ich wüsste gern, welche Grillen in Ihrem Hirn herumgeistern!»

«Grillen! Mein lieber Japp, das ist nicht nett.»

Fournier reichte dem kleinen Belgier respektvoll die Hand.

«Ich wünsche Ihnen einen guten Abend und spreche Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre reizende Gastfreundschaft aus. Also werden wir uns morgen früh in Croydon treffen?»

«Ganz recht.»

«Hoffen wir, dass uns unterwegs nicht jemand ermordet!»

Die beiden Beamten brachen auf. Hercule Poirot aber rührte sich, als sei er festgewurzelt, eine halbe Stunde lang nicht vom Fleck. Endlich atmete er tief durch, beseitigte jede Spur von Unordnung, leerte die Aschenbecher und stellte die Stühle in Reih und Glied. Dann nahm er von einem Nebentischchen eine Zeitschrift, die er durchblättert, bis er auf die gesuchte Seite stieß. «Zwei Sonnenanbeter», stand dort als Überschrift. Und weiter: «Gräfin Horburg und Mr Raymond Barraclough in Le Pinet.»

Hercule Poirot betrachtete die beiden lachenden Menschen im Badeanzug, die Arm in Arm vor der Kamera des Fotografen gestanden hatten.

«Man müsste auch in dieser Richtung seine Fühler ausstrecken», murmelte der kleine Mann.

Er hatte schon die Idee, wie das zu machen war.

Am folgenden Tag war das Wetter so herrlich, dass selbst Poirots empfindlicher Magen nicht aufbegehrte, als das Flugzeug, das um 8.45 Uhr pünktlich Croydon verließ, sie über den Kanal trug. Außer ihnen saßen noch acht andere Passagiere in dem Abteil, und der Beamte der Pariser Sûreté nutzte die Reise, um einige Versuche anzustellen. Dreimal zog er ein kleines Stück Bambus aus der Tasche und setzte es an den Mund, dabei immer in dieselbe Richtung zielend. Einmal beugte er sich hierzu um die Ecke seiner Rückenlehne, einmal hielt er den Kopf leicht seitwärts gedreht, und das dritte Mal kehrte er aus dem Toilettenraum zurück. Stets aber merkte er, wie der Blick irgendeines Mitreisenden ihn in sanftem Erstaunen musterte; ja, bei seinem letzten Versuch waren sogar sämtliche Augenpaare auf ihn gerichtet.

Entmutigt sank Fournier in seinen Sessel, und auch Poirots vergnügtes Schmunzeln heiterte ihn nicht auf.

«Sie finden es komisch, nicht wahr? Aber Sie geben hoffentlich zu, dass man die Versuche machen muss.»

«Ohne weiteres. Ich bewundere aufrichtig Ihre Gründlichkeit, *mon cher*. Sie spielen die Rolle des Mörders mit dem Blasrohr, und das Ergebnis ist eindeutig: Jedermann sieht Sie.»

«Nicht *jedermann*.»

«Nein, in einem gewissen Sinn nicht. Bei jeder Gelegenheit gibt es irgendwen, der Sie nicht sieht, was für einen erfolgreichen Mord jedoch nicht ausreicht. Sie müssen natürlich sicher sein, dass *niemand Sie* sehen wird.»

«Und das ist unter gewöhnlichen Bedingungen unmöglich», sagte Fournier. «Ich halte daher meine Theorie aufrecht, dass außergewöhnliche Bedingungen vorhanden gewesen sein müssen – der psychologisch richtige Moment! In jenem Moment wurde jedermanns Aufmerksamkeit mathematisch genau von etwas anderem gefesselt. Sind Sie nicht meiner Meinung, Monsieur Poirot?»

Der kleine Belgier zögerte kurz.

«Ja und nein. Ich glaube wie Sie, dass ein psychologischer Grund vorhanden gewesen ist, weshalb niemand den Mörder sah. Aber meine Ideen laufen in eine andere Richtung als die Ihren. Ich fühle, dass in diesem Fall die unmittelbar ins Auge fallenden Tatsachen täuschen können. Schließen Sie Ihre Augen, *mon cher*, anstatt sie weit zu öffnen. Benutzen Sie die Augen des Verstandes, nicht jene des Körpers. Lassen Sie die kleinen grauen Zellen in Aktion treten... lassen Sie es deren Aufgabe sein, Ihnen zu zeigen, was sich tatsächlich ereignete.»

Fournier starrte den Sprecher verdutzt an.

«Ich verstehe nicht recht, Monsieur Poirot.»

«Weil Sie aus Dingen, die Sie gesehen haben, Schlüsse ziehen. Nichts kann indes so irreführen wie die Beobachtung.»

Der Franzose machte eine hilflose Geste. «Ich gebe es auf, Monsieur Poirot. Ich begreife Sie nicht.»

«Unser Freund Giraud würde Sie drängen, meine Schrullen nicht zu beachten. «Los, tun Sie etwas», würde er sagen. «Im Lehnstuhl sitzen und denken, das ist die Methode eines alten Mannes, der sich auf dem absteigenden Ast befindet.» Aber ich behaupte, dass ein junger Hund oft so hitzig ist, dass er die Fährte überrennt.»

Nach diesen Worten schloss Hercule Poirot die Augen, vermutlich, um nachzudenken. Doch es lässt sich nicht leugnen, dass er fünf Minuten später fest schlief.

In Paris begaben sie sich vom Flugplatz schnurstracks in die Rue Joliette, die auf der Südseite der Seine liegt. In nichts unterschied sich Nummer drei von den anderen Häusern. Ein alter Pförtner ließ sie ein und begrüßte Fournier recht mürrisch.

«Also schon wieder die Polizei! Nichts als Ungelegenheiten. Das wird dem Haus einen schönen Ruf eintragen...!» Knurrend schlurfte er in sein Zimmer zurück.

«Wir wollen zuerst Giselles Büro einen Besuch abstatten», schlug Fournier vor.

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und erklärte, dass die französische Polizei beschlossen habe, bis zum Bekannt werden des Ergebnisses der englischen Voruntersuchung die Tür abzusperrern und zu versiegeln.

Madame Giselles Büro war ein kleiner, dumpfer Raum, in dessen einer Ecke ein Geldschrank veralteter Bauart stand. Ein Schreibtisch, nüchtern und geschäftsmäßig, sowie mehrere schäbig gepolsterte Stühle bildeten das Mobiliar. Das einzige Fenster überzog eine Schmutzschicht; man hatte das Gefühl, als sei es noch niemals geöffnet worden.

Poirot nahm in dem Schreibtischsessel Platz, und seine Hand strich sanft über die hölzerne Oberfläche des Tisches. Dann betastete sie ihn von unten.

«Oh, hier ist der Drücker für eine Glocke», rief er.

«Ja. Sie klingelt unten beim Pförtner.»

«Eine weise Maßnahme! Madames Klienten sind vielleicht bisweilen laut geworden.»

Er öffnete ein paar Schubladen, die einen Kalender, Schreibutensilien, Federn und Bleistifte, aber weder Briefschaften noch irgendetwas von persönlicher Art enthielten, und schob sie nach einem flüchtigen Blick wieder zu.

«Ich würde Sie durch eine gründliche Untersuchung beleidigen, mein Freund», sagte er zu Fournier. «Wenn hier etwas zu finden gewesen wäre, würden Sie es bestimmt gefunden haben.» Dann wies er auf den Geldschrank. «Kein einbruchssicheres Modell!»

«Nein. Sogar ziemlich altmodisch.»

«War er leer?»

«Ja. Die verflixte Wirtschaftlerin hatte ja alles vernichtet.»

«Ah... die Vertrauensperson! Wir müssen sie sehen, denn dieser Raum hier sagt uns nichts. Übrigens sehr bezeichnend, nicht wahr?»

«Wieso bezeichnend?»

«Nun, dieses Fehlen jeder persönlichen Note – ich finde das interessant.» Er erhob sich. «Kommen Sie. Reden wir mit der Wirtschaftlerin, dieser so überaus gewissenhaften Frau.»

Elise Grandier, nicht mehr jung, mit einem runden Gesicht und kleinen pfiffigen Augen, warf einen raschen Blick auf Fournier, dann auf Poirot und wieder auf den Beamten der Pariser Sûreté.

«Setzen Sie sich, Mademoiselle Grandier.»

«Danke, Monsieur.» Gelassen nahm sie Platz.

«Monsieur Poirot und ich sind heute von London zurückgekehrt», begann Fournier. «Die amtliche Leichenschau, das heißt die Voruntersuchung wegen des Todes von Madame, fand gestern statt. Es besteht kein Zweifel, dass Madame vergiftet wurde.»

«Wie schrecklich, Monsieur! Madame vergiftet! Wer hätte sich so etwas wohl träumen lassen!»

«Vielleicht können Sie uns bei unserer Arbeit helfen, Mademoiselle.»

«Gewiss will ich die Polizei unterstützen, so gut ich vermag. Doch ich weiß nichts – absolut nichts.»

«Sie wissen aber, dass Madame Feinde hatte», sagte Fournier scharf.

«Das ist nicht wahr. Warum sollte Madame Feinde gehabt haben?»

«Aber ich bitte Sie, Mademoiselle Grandier. Eine Geldverleiherin...»

«Ja, bisweilen waren Madames Klienten ziemlich unvernünftig», gab Elise zu.

«Sie machten Szenen, wie? Sie drohten?»

Die behäbige Frau schüttelte den Kopf. «Nein, nein, da irren Sie, Monsieur. Nicht die waren es, die drohten; die winselten, die klagten, beteuerten, dass sie nicht zahlen könnten – all das, ja.»

«Vielleicht konnten sie manchmal tatsächlich nicht zahlen, Mademoiselle», mischte Poirot sich ein.

«Möglich.» Elise Grandier zuckte geringschätzig die Schultern. «Das ist deren Sache. Gewöhnlich aber zahlten sie schließlich.»

«Madame Giselle war eine harte, gefühllose Frau», sagte Fournier.

«Madame war gerecht.»

«Sie haben kein Mitleid mit ihren Opfern?»

«Opfer... Opfer...», wiederholte Elise ungeduldig. «Sie verstehen das nicht. Ist es etwa nötig, sich in Schulden zu stürzen, über die Verhältnisse zu leben, herumzulaufen und zu pumpen? Und dann noch obendrein zu erwarten, dass ihnen das Geld geschenkt wird? Ah, das ist nicht recht und billig! Madame war stets anständig und korrekt. Sie lieb – und sie erwartete die Rückzahlung des Geldes. Madame selbst hatte nie Schulden. Immer kam sie pünktlich ihren Verpflichtungen nach. Nie, nie blieben Rechnungen unbezahlt. Und wenn Sie sagen, dass Madame

hart und gefühllos gewesen sei, so trifft das nicht zu. Madame war gütig, unterstützte die Bedürftigen, zeichnete große Summen für wohltätige Zwecke. Als die Frau von Georges, dem Pförtner, erkrankte, bezahlte Madame das Krankenhaus und hinterher den Aufenthalt im Erholungsheim auf dem Lande.» Sie machte eine Pause, vor Entrüstung ganz rot geworden. «Nein, Sie haben kein Verständnis für Madame.»

Fournier wartete noch einen Augenblick, bis ihre Empörung abgeklungen war, dann erkundigte er sich:

«Sie äußerten vorhin, dass Madames Klienten schließlich doch zu zahlen pflegten. Sind Ihnen die Mittel bekannt, die Madame anwandte, um dies zu erreichen?»

«Nichts ist mir bekannt.»

«Nun, immerhin genug, dass Sie es für richtig fanden, die hinterlassenen Papiere zu verbrennen.»

«Damit führte ich nur Madames Anweisungen aus. Wenn sie je einen Unfall haben oder außerhalb ihres Heims erkranken und sterben sollte, hatte ich strikte Anweisung, ihre Geschäftspapiere zu verbrennen.»

«Die Papiere in dem Safe unten?», fragte Hercule Poirot.

«Ganz recht, die Geschäftspapiere.»

«Und die befanden sich in dem Safe unten?»

Diese Hartnäckigkeit trieb Elise Grandier das Blut in die runden Wangen.

«Ich gehorchte Madames Befehlen, Monsieur.»

«Das weiß ich», lächelte der kleine Belgier. «Aber die Papiere lagen nicht im Safe, wie? Jener Safe ist ein viel zu altmodischer Kasten – sogar ein blutiger Laie hätte ihn aufbrechen können. Nicht wahr, die Papiere wurden anderswo aufbewahrt, Mademoiselle? Vielleicht in Madames Schlafzimmer?»

Pause.

«Ja, so ist es», gestand die Frau endlich. «Obwohl Madame den Kunden gegenüber immer behauptete, die Papiere lägen unten, befanden sie sich in Wirklichkeit im Schlafzimmer.»

«Bitte, zeigen Sie uns, wo.»

Elise Grandier erhob sich und führte die beiden unwillkommenen Besucher zu einem sehr geräumigen Zimmer, das indes mit schweren, geschnitzten Möbeln so überfüllt war, dass man sich kaum ungehindert bewegen konnte. Hier klappte sie den Deckel einer großen antiken Truhe auf und entnahm ihr ein unmodernes Alpakakleid mit einem seidenen Unterkleid. Im Innern des Kleides saß eine riesige Tasche.

«Da drin steckten die Papiere, Monsieur. In einem großen, versiegelten Umschlag.»

«Warum haben Sie mir das verheimlicht, als ich Sie vor drei Tagen fragte?», brauste Fournier auf.

«Pardon, Monsieur, Sie fragten mich, wo die Papiere wären, die im Safe sein sollten, und ich erwiderte, dass ich sie verbrannt hätte. Das entsprach der Wahrheit. Der genaue Aufbewahrungsort schien unwichtig.»

«Richtig. Aber Sie verstehen wohl, Mademoiselle Grandier, dass jene Papiere nicht hätten verbrannt werden dürfen.»

«Ich führte Madames Befehle aus», wiederholte Elise störrisch.

«Ja, Sie meinten es sicher gut», beschwichtigte Fournier. «Nun hören Sie genau zu: Madame wurde ermordet. Es besteht die Möglichkeit, dass ihr Mörder ein Mensch ist, über den Madame Dinge wusste, die seinen Ruf gefährden. Haben Sie nicht – ich fände es durchaus verständlich – einen Blick in jene Papiere geworfen, ehe sie ein Raub der Flammen wurden...? Seien Sie nicht vorschnell mit der Antwort, Mademoiselle. Bedenken Sie, dass Sie mit

jeder Auskunft, die Sie uns dank jenen Papieren geben könnten, der Polizei den größten Dienst erweisen und vielleicht den Mörder Ihrer Herrin der Gerechtigkeit überantworten würden. Deshalb fürchten Sie sich nicht, Mademoiselle, wahrheitsgemäß zu antworten. Haben Sie Einsicht in jene Schriftstücke genommen?»

Elise Grandier atmete hörbar.

«Nein, Monsieur», sagte sie mit Nachdruck, «ich habe nichts gelesen. Ich habe den Umschlag verbrannt, ohne auch nur das Siegel zu lösen.»

Fournier schien sie mit seinen Blicken durchbohren zu wollen. Doch als er erkannte, dass sie die Wahrheit sagte, wandte er sich mit einer Resignation ausdrückenden Geste ab.

«Sie handelten ehrenhaft, Mademoiselle. Aber es ist schade... jammerschade.»

«Tut mir leid, Monsieur.»

Der Beamte setzte sich in eines der Sesselungetüme und blätterte in seinem Notizbuch.

«Als ich Sie das erste Mal fragte, behaupteten Sie, Mademoiselle, die Namen von Madames Klienten nicht zu kennen. Nichtsdestoweniger berichten Sie heute, dass diese gewinselt und um Mitleid gebeten hätten. Mithin wissen Sie etwas über den Kundenkreis Madame Giselles?»

«Ich will es Ihnen erklären. Madame erwähnte nie einen Namen, sie redete nie über geschäftliche Angelegenheiten mit mir. Doch schließlich ist man Mensch, nicht wahr? Bisweilen sprach Madame zu mir wie zu sich selbst, ganz so, als wäre ich gar nicht anwesend...»

«Ein Beispiel bitte, Mademoiselle», fiel Poirot ein.

«Ein Beispiel...? Warten Sie, ich will nachdenken – ah ja! Sagen wir, ein Brief kommt. Madame öffnet ihn. Sie lacht auf, kurz und trocken, und murmelt: «Du heulst und jammerst, meine feine Dame. Doch das hilft dir nichts – zahlen musst du trotzdem.» Oder sie pflegte mir gegenüber zu äußern: «Was für Narren! Was für Narren! Sich

einzubilden, ich liehe ihnen große Summen ohne eine entsprechende Sicherheit! Wissen ist Sicherheit, Elise. Wissen ist Macht.» Dergleichen Worte ließ sie bisweilen fallen.»

«Haben Sie je einige von Madames Kunden gesehen?»

«Nein, Monsieur. Sie blieben ja unten im ersten Stock, und sehr oft kamen sie erst nach Einbruch der Dunkelheit.»

«Ist Ihre Herrin vor ihrer Reise nach England hier gewesen?»

«Sie kehrte erst tags zuvor heim.»

«Von wo?»

«Sie hatte vierzehn Tage in Deauville, Le Pinet, Paris-Plage und Wimereux zugebracht – ihre übliche Septemberrunde. Als sie zurückkam, war sie sehr gut gelaunt. Die Geschäfte gingen vortrefflich, sagte sie, die Tour habe sich gelohnt. Dann befahl sie mir, die Universal Airlines anzurufen und für den nächsten Tag einen Platz nach England zu buchen. Für das Flugzeug, das in der Frühe abgeht, war kein Platz mehr erhältlich, doch bekam sie noch einen für den Mittagsflug.»

«Und der Grund ihrer Reise? Lag etwas Dringendes vor?»

«O nein, Monsieur. Madame reiste ziemlich häufig nach England und teilte es mir meistens erst einen Tag vorher mit.»

«Fand sich an jenem Abend einer ihrer Kunden ein?»

«Ich glaube, doch ich bin nicht sicher. Möglicherweise weiß Georges es.»

Fournier kramte jetzt etliche Bilder hervor – Fotografien, von Presseleuten aufgenommen, als die Zeugen das Gerichtsgebäude nach dem Verhandlungstermin verließen.

«Können Sie irgendwen wieder erkennen, Mademoiselle?»

Elise Grandier betrachtete die einzelnen Aufnahmen gewissenhaft und gab sie dem Beamten zurück.

«Nein, Monsieur.»

«Dann müssen wir es bei Georges versuchen.»

«Ja. Leider hat Georges ziemlich schlechte Augen.»

Fournier schob sein Notizbuch in die Tasche.

«Nun wollen wir nicht länger stören. Kommen Sie, Poirot. Was ist los? Suchen Sie etwas?»

Tatsächlich wanderte Hercule Poirot im Zimmer umher und schaute in alle Winkel.

«Ja, ich halte nach etwas Ausschau, was ich nicht sehe.»

«Was denn?»

«Bilder. Bilder von Madame Giselles Verwandten – von ihrer Familie.»

«Sie hatte keine Familie», erklärte Elise. «Sie war ganz allein.»

«Sie hatte eine Tochter», gab Poirot prompt zur Antwort.

«Ja, eine Tochter wohl.» Die Wirtschafterin seufzte.

«Soviel ich weiß, hat Madame das Kind aber zuletzt als Baby gesehen.»

«Wieso...?»

«Ich weiß es nicht. Das spielte sich in den Tagen ab, als Madame jung war – jung, hübsch und arm. Vielleicht war sie auch verheiratet, vielleicht aber auch nicht. Ich möchte fast Letzteres annehmen. Zweifellos traf sie irgendwelche Anordnungen wegen des Kindes. Madame erkrankte nämlich an den Pocken, kämpfte mit dem Tode, und als sie genas, war ihre Schönheit dahin. Von da an gab es keine Torheiten mehr, keine Romanzen, nur noch Geschäfte.»

«Aber sie hat ihr Vermögen dieser Tochter vermacht?»

«Gewiss. Wem hätte sie es sonst vermachen sollen, wenn nicht ihrem eigenen Fleisch und Blut? Blut ist dicker als Wasser, und Freunde besaß Madame nicht. Geld war ihre Leidenschaft – immer mehr davon zusammenzuraffen. Sie verbrauchte sehr wenig, da sie für Luxus nichts übrig hatte.»

«Wissen Sie, dass sie Ihnen ein Legat ausgesetzt hat?»

«Ja. Madame war immer großmütig. Abgesehen von meinem Lohn, erhielt ich jedes Jahr eine schöne Summe. Ich bin Madame sehr zu viel Dank verpflichtet.»

«So, nun wollen wir aber wirklich gehen», sagte Fournier. «Unten werde ich nur noch ein paar Worte mit dem alten Georges wechseln.»

«Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen in zwei Minuten folge», bat plötzlich Hercule Poirot.

«Wie Sie wünschen.»

Fournier verschwand, und noch einmal durchwanderte Poirot das Zimmer. Dann setzte er sich und betrachtete stumm die rundliche Frau, die unter diesen forschenden Augen unruhig wurde.

«Was... was verlangt Monsieur noch zu wissen?»

«Mademoiselle Grandier, ist Ihnen bekannt, wer Ihre Herrin ermordet hat?»

«Nein. Ich schwöre es bei Gott, dem Allmächtigen.»

«Gut.» Wieder ließen Poirots durchdringende Augen die Frau nicht los. «Ich glaube Ihnen. Doch Wissen ist eine Sache und Verdacht eine andere. Haben Sie eine Idee, nur eine ganz schwache, wer es gewesen sein könnte?»

«Nein. Ich habe es bereits dem Inspektor gesagt.»

«So...? Meinen Sie nicht, dass ein gewisser Unterschied darin besteht, ob man zu einem Polizeibeamten oder zu einem Privatmann spricht?»

«Vielleicht.» Ein Ausdruck der Unentschlossenheit trat in Elises Augen, und Poirot, dem dies nicht entging, beugte sich zu ihr hinüber.

«Soll ich Ihnen etwas sagen, Mademoiselle Grandier? Es gehört zu meinen Gepflogenheiten, nichts zu glauben, was man mir erzählt – das heißt, nichts, was nicht bewiesen wird. Ich verdächtige nicht erst diese und hernach jene Person; ich verdächtige jeden. Jeden, der mit einem Verbrechen auch nur im leisesten Zusammenhang steht, betrachte ich als einen Verbrecher, bis die betreffende Person sich als unschuldig erweist.»

«Wollen Sie etwa sagen, dass Sie mich... mich in Verdacht haben, Madames Mörder zu sein?», fauchte Elise Grandier los. «Oh, das ist stark! Solch ein Gedanke ist eine unglaubliche Bösartigkeit!» Ihr voluminöser Busen hob und senkte sich stürmisch. «Eine hundsgemeine Niederträchtigkeit!»

«Nein, Mademoiselle Elise», erwiderte Poirot ruhig. «Des Mordes verdächtige ich Sie nicht. Der Mörder ist unter den Passagieren des Flugzeugs zu suchen. Aber Sie könnten sein Helfershelfer gewesen sein, indem Sie irgendwem Einzelheiten über Madame Giselles Reise zukommen ließen.»

«Monsieur, ich bin unschuldig! Ich schwöre, dass ich nichts dergleichen getan habe.»

Abermals musste Elise Grandier Poirots Blicken standhalten, und es dauerte ein Weilchen, bis er ihr zunickte.

«Ich glaube Ihnen. Trotzdem verheimlichen Sie irgendetwas, Mademoiselle. O ja, leugnen Sie es nicht...! In jedem Kriminalfall spielt sich beim Verhör von Zeugen derselbe Vorgang ab. Jeder hält irgendetwas zurück. Bisweilen ist es etwas ganz Harmloses, das mit dem Verbrechen gar nichts zu tun hat. Doch – ich wiederhole – etwas gibt es immer. Sie, Mademoiselle, machen von der Regel keine Ausnahme. Still, still, nicht leugnen! Ich bin

Hercule Poirot und weiß, was ich sage. Als mein Freund Fournier Sie vorhin ausfragte, wurden Sie gelegentlich unsicher. Auch jetzt können Sie mir nicht offen in die Augen sehen. Also, was haben Sie der Polizei bisher an Tatsachen oder Sonstigem verschwiegen?»

«Nichts von Bedeutung.»

«Wollen Sie mir nicht auch das Unbedeutende mitteilen? Erinnern Sie sich, dass ich nicht im Dienste der Polizei stehe», setzte er hinzu, als sie zauderte.

Elise Grandier starrte auf das Teppichmuster.

«Ich... ich befinde mich in einer schwierigen Lage, Monsieur, und ich möchte in Madames Sinn handeln.»

«Vier Augen sehen oft mehr als zwei, Mademoiselle. Wollen Sie mich nicht um Rat fragen? Wollen wir nicht gemeinsam das Problem angehen?»

Die Frau hob jetzt den Blick, immer noch unschlüssig.

«Sie sind ein treuer Wachhund, Mademoiselle Elise», lächelte Hercule Poirot. «Nicht wahr, es ist eine Frage der Loyalität gegenüber Ihrer toten Herrin?»

«Ja. Madame vertraute mir. Von dem Tag an, da ich in ihren Dienst trat, habe ich alle ihre Anweisungen getreulich ausgeführt.»

«Aus Dankbarkeit für eine große Hilfe?»

«Oh, Monsieur ist scharfsinnig! Ja. Warum soll ich es abstreiten? Ich war betrogen und um meine Ersparnisse geprellt worden – und hatte ein Kind. Madame war gut zu mir. Sie brachte das Kind bei Bauern unter, auf einem schönen Hof und bei rechtschaffenen Leuten. Und bei dieser Gelegenheit erwähnte sie auch, dass sie selbst Mutter sei.»

«Weihte sie Sie in die Einzelheiten ein?»

«Nein. Sie sprach davon wie von einem Teil ihres Lebens, der vorüber und abgeschlossen ist. Für das kleine

Mädchen sei gut gesorgt. Es würde einen Beruf erlernen und später nach Madames Tod deren Geld erben.»

«Vom Vater des Kindes sprach sie nicht?»

«Nein. Ich habe aber das Gefühl, dass er Engländer gewesen ist.»

«Was veranlasst Sie dazu?»

«Eigentlich nichts Bestimmtes, Monsieur. Es lag nur immer eine gewisse Bitterkeit in Madames Stimme, wenn sie die Engländer erwähnte, und außerdem schien es mir, als ob sie sich freute, wenn bei den Geschäften Engländer in ihre Gewalt gerieten. Verstehen Sie mich recht, Monsieur, es ist nur eine Vermutung...»

«... die wertvoll sein mag und Möglichkeiten eröffnet», ergänzte der Belgier. «Und Ihr eigenes Kind, Mademoiselle? War es ein Mädchen oder ein Knabe?»

«Ein Mädchen. Aber es ist tot – schon fünf Jahre.»

«Oh, das tut mir herzlich leid.» Poirot ließ ein paar Sekunden verstreichen. «Mademoiselle Elise, was haben Sie denn nun eigentlich verheimlicht?»

Die Wirtschafterin stand auf und verließ das Zimmer. Als sie nach etlichen Minuten zurückkehrte, hielt sie ein kleines, abgegriffenes schwarzes Notizbuch in der Hand.

«Dies Büchlein gehörte Madame und begleitete sie überallhin. Bei ihrer Abreise nach England konnte sie es aber nicht finden. Als sie fort war, entdeckte ich es hinter dem Kopfende ihres Bettes und nahm es mit in mein Zimmer, um es bis zu Madames Heimkehr aufzubewahren. Als die Todesnachricht eintraf, verbrannte ich wie befohlen die Papiere, aber nicht das Buch, weil davon nie die Rede war.»

«Wann erfuhren Sie die Nachricht?»

Elise zögerte, sodass Poirot ihr die Antwort ersparte.

«Sie erfuhren sie durch die Polizei, die Madames Papiere durchsehen wollte und den Safe leer fand. Und aus

Treue gegenüber der Toten gaben Sie an, dass Sie die Papiere verbrannt hätten. In Wirklichkeit haben Sie sie aber erst hinterher verbrannt.»

«Sie haben Recht, Monsieur», gestand Elise Grandier. «Während die Polizisten unten alles durchstöberten, holte ich die Papiere aus der Truhe und vernichtete sie, sobald sich mir die Gelegenheit dazu bot. Ich musste Madames Auftrag ausführen. Verstehen Sie das nicht? Aber bitte, sagen Sie es nicht der Polizei.»

«Ich glaube, dass Sie sich von den besten Absichten leiten ließen. Dennoch... aber warum an etwas Unabänderliches Bedauern verschwenden? Eine Notwendigkeit, Monsieur Fournier über die genaue Stunde der Vernichtung aufzuklären, besteht nicht. Jetzt möchte ich aber sehen, ob das Büchlein uns von Nutzen sein kann.»

«Kaum, Monsieur. Die Nummern, die es enthält, sind ohne die Dokumente und Listen bedeutungslos.»

Hercule Poirot nahm ihr das Notizbuch, von dem sie sich sichtlich ungerne trennte, aus der Hand und blätterte darin. Neben den Nummern standen Worte, Bleistifteintragungen in einer schrägen Schrift, die sich alle zu gleichen schienen. Der Nummer folgten stets einige wenige erläuternde Einzelheiten, zum Beispiel:

*«CX 265. Frau eines Colonel. Steht zur Zeit in Syrien. Regimentsgelder.*

*GF 342. Französischer Abgeordneter. Verbindung mit Stavisky.»*

Ganz am Ende des Buches waren mit Bleistift Verabredungen vermerkt, etwa:

*«Le Pinet, Montag halb elf, Kasino. Savoy Hotel, fünf Uhr.*

*A. B. C. Fleet Street, elf Uhr.»*

Elise Grandier beobachtete Poirot ängstlich.

«Nicht wahr, es ist bedeutungslos, Monsieur? Madame verstand es natürlich, aber nicht ein uneingeweihter Leser.»

Hercule Poirot ließ das Büchlein in seiner Tasche verschwinden. «Es kann sich als ungemein wertvoll erweisen, Mademoiselle. Sie taten klug daran, es mir anzuvertrauen. Und Gewissensbisse brauchen Sie sich nicht zu machen, denn Madame Giselle verlangte ja niemals, dass Sie das Buch verbrennen sollten.»

«Ja, das stimmt», sagte Elise, und ihr Gesicht erhellte sich etwas.

«Infolgedessen ist es Ihre Pflicht, es der Polizei auszuhandigen. Im Übrigen werde ich dafür sorgen, dass Ihnen aus Ihrer Geheimniskrämerei keine Ungelegenheiten erwachsen.»

«Ich danke Ihnen, Monsieur.»

Jetzt endlich griff Poirot nach seinem Hut.

«Nun will ich meinen Kollegen nicht länger warten lassen. Doch halt – noch eine Frage. Als Sie den Platz für Madame Giselle buchten, riefen Sie da den Flugplatz Le Bourget an oder das Büro der Gesellschaft?»

«Das Büro der Universal Airlines, Monsieur.»

«Auf dem Boulevard des Capucines, nicht wahr?»

«Ja, Boulevard des Capucines Nr. 245.»

Hercule Poirot notierte sich die Nummer und ging mit ein paar freundlichen Abschiedsworten hinaus.

Fournier, erhitzt und verärgert aussehend, unterhielt sich mit dem alten Georges.

«Was Besseres hat die Polizei wohl nicht zu tun, als einem wieder und immer wieder dieselben Fragen zu stellen?», kläffte der Alte mit seiner heiseren Stimme. «Wofür eigentlich? Hat sie die Hoffnung, dass man früher oder später von der Wahrheit abweicht und ihr Lügen aufischt? Angenehme Lügen natürlich, Lügen, die diesen Herren in den Kram passen!»

«Ich verlange keine Lügen, sondern die Wahrheit.»

«Na also, die Wahrheit habe ich Ihnen ja bereits gesagt. Ja, Madame erhielt, bevor sie nach England reiste, Besuch von einer Dame. Da zeigen Sie mir diese Bilder, da bestürmen Sie mich, ob ich nicht die Frau unter ihnen wieder erkenne. Begreifen Sie denn nicht, was ich Ihnen bereits ein dutzend Mal auseinandersetzte? Dass ich schwache Augen habe? Dass es schon dunkel wurde? Dass ich sie nicht aus der Nähe sah? Kurz und gut: Ich erkenne die Dame nicht wieder, und wenn sie mir gegenüberstände, würde ich sie vermutlich auch nicht wieder erkennen. Fünfmal hab ich Ihnen das nun schon vorgekaut!»

«Und Sie erinnern sich auch nicht, ob sie klein oder groß, jung oder alt war? Das kann ich Ihnen wirklich kaum glauben», sagte Fournier erzürnt.

«Dann glauben Sie es eben nicht. Was kümmert's mich... Eine Bekanntschaft mit der Polizei – na, das wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht! Wenn Madame nicht hoch oben in der Luft getötet worden wäre,

würden Sie wahrscheinlich behaupten, ich, Georges, hätte sie vergiftet. Das sähe der Polizei ähnlich.»

Hercule Poirot kam einer erbosten Antwort Fourniers zuvor, indem er dessen Arm nahm. «Der Magen meldet sich, *mon cher*. Ein einfaches, aber schmackhaftes Mahl, lautet mein Rezept.»

Fournier schaute auf die Uhr.

«Wahrhaftig, es ist eins. Mit diesem Menschen hier sich abzurackern...» Grimmig starrte er Georges an.

Poirot lächelte dem Alten ermutigend zu.

«Wir verstehen uns, die namenlose Dame war weder groß noch klein, weder blond noch dunkel, weder fett noch schlank. Doch eines können Sie mir bestimmt sagen: War sie schick?»

«Schick?», wiederholte Georges, ziemlich fassungslos.

«Das genügt. Sie war also schick. Und ich habe das Gefühl, dass ihr ein Badeanzug ausgezeichnet stehen müsste.»

Georges riss verdutzt die Augen auf und plapperte wieder nach:

«Badeanzug...? Was wollen Sie mit einem Badeanzug?»

«Oh, nur ein kleiner Einfall von mir. Eine reizende Frau sieht in einem Badeanzug noch reizender aus. Sind Sie anderer Meinung? Da, schauen Sie her!»

Er reichte dem Alten eine aus dem Magazin *Sketch* herausgerissene Seite, und es entging ihm nicht, wie dieser beim Anblick des Bildes zusammenzuckte.

«Eh, sind Sie jetzt meiner Meinung?»

«Wenn die beiden da überhaupt nichts anhätten, machte es auch nicht viel Unterschied», sagte der Pförtner nach einer verdächtig langen Pause.

«Gönnen wir es ihnen doch, den wohltuenden Einfluss der Sonne auf ihrer Haut zu spüren», lächelte Hercule

Poirot, woraufhin Georges sich zu einem heiseren Gekicher herabließ.

Beim Mittagessen, das ganz Poirots Geschmack entsprach, holte der kleine Belgier Madame Giselles schwarzes Büchlein hervor und trat tapfer für Elise Grandier ein.

«Es ist natürlich, sehr natürlich. Die Polizei – bei diesem Wort erzittern Leute von Elises Bildung und Klasse. Überall, in jedem Land, werden Sie diese Erfahrung machen.»

«Und da ernten Sie dann Ihre Lorbeeren», entgegnete Fournier. «Der Privatdetektiv holt stets mehr aus den Zeugen heraus als die Behörden. Indes gibt es auch eine Kehrseite des Bildes. Uns steht der ganze amtliche Apparat zur Verfügung.»

«So lassen Sie uns freundschaftlich zusammenarbeiten», lächelte Hercule Poirot. «Dies Omelett ist übrigens ausgezeichnet.»

Fournier blätterte in dem schwarzen Büchlein. Dann machte er eine Eintragung in sein eigenes Notizbuch.

«Haben Sie alles durchgelesen?», fragte er Poirot.

«Nein. Gestatten Sie?»

Jetzt vertiefte Poirot sich in Madame Giselles Aufzeichnungen, und als der Käse serviert wurde, legte er das Buch auf den Tisch.

«Gewisse Vermerke...», begann Fournier.

«Fünf», berichtete Poirot.

«Zugeben – fünf.» Und aus seinem Notizbuch las der Franzose vor:

«CL 52. Englische Gräfin. Gatte; RT 362. Doktor, Harley Street; MR 24. Fälschte Antiquitäten; XVB 724. Engländer. Unterschlagung; GF 45. Versuchter Mord. Engländer.»

«Großartig, *mon ami*», lobte Hercule Poirot. «Von all den Eintragungen scheinen nur jene fünf irgendeine Beziehung zu den Passagieren der «Prometheus» zu haben. Nehmen wir sie uns einmal der Reihe nach vor.»

«Englische Gräfin, Gatte», sagte Fournier. «Damit könnte Lady Horbury gemeint sein. Sie ist, wie man mir berichtete, eine leidenschaftliche Spielerin. Nichts wäre demnach wahrscheinlicher, als dass sie bei Giselle Geld lieb. Das Wort Gatte lässt sich in zweifacher Hinsicht deuten. Entweder erwartete Giselle, dass der Gatte die Schulden seiner Frau beglich, oder sie kannte ein Geheimnis Lady Horburys, das sie dem Gatten zu enthüllen drohte.»

«Ich neige zu der zweiten Lesart, umso mehr, als ich wetten möchte, dass die Frau, die Giselle am Abend vor dem Flug besuchte, Lady Horbury hieß. Unser kratzbürstiger Pförtner legte eine gewisse Ritterlichkeit an den Tag, und seine unentwegte Behauptung, dass er sich absolut nicht an die Besucherin erinnere, erscheint mir ziemlich viel sagend. Lady Horbury ist eine ungewöhnlich hübsche Frau. Überdies beobachtete ich, wie er zusammenfuhr – oh, nur ganz wenig –, als ich ihm ein Bild von ihr im Badeanzug zeigte. Ja, ja, es war Lady Horbury, die jenen abendlichen Besuch in der Rue Joliette machte.»

«Mit anderen Worten: Sie folgte der Giselle von Le Pinet nach Paris», sagte Fournier nachdenklich. «Hm... das sieht fast so aus, als ob sie in heller Verzweiflung gewesen sei.»

«Das mag schon stimmen», meinte Hercule Poirot in gleichgültigem Ton.

«Aber...?»

«Mein Freund, ich sagte Ihnen schon in London, dass meines Erachtens der richtige Fingerzeig auf die falsche Person hindeutet. Doch tappe ich selbst noch im Dunkeln. Mein Fingerzeig kann nicht verkehrt sein; trotzdem...» Er ließ den Satz unvollendet.

«Wollen Sie mich nicht Näheres wissen lassen, Monsieur Poirot?»

«Nein. Ich kann mich irren, vollkommen irren. Und sollte dies der Fall sein, so leite ich möglicherweise auch Sie auf ein falsches Gleis. Ihren nächsten Vermerk bitte.»

«RT 362. Doktor. Harley Street.»

«Vielleicht Dr. Bryant. Ganz dürfen wir dies bei unseren Nachforschungen nicht ausschalten.»

«Das ist Inspektor Japps Sache.»

«Und die meinige», versicherte Poirot energisch. «Ich habe nämlich auch die Hand im Spiel.»

«MR 24. Fälschte Antiquitäten. Zugegeben, es ist weit hergeholt, aber ein wenig passt es auf die Duponts. Ich glaube freilich nicht daran. Monsieur Dupont ist ein Archäologe von Weltruf.»

«Was die Sache für ihn sehr erleichtern würde. Bedenken Sie, mein lieber Fournier, wie kristallklar, wie erhaben und wie wert der Bewunderung das Leben der meisten Schwindler von Format ist, bis man ihnen auf die Schliche kommt!»

«Nur zu wahr», bestätigte der Franzose mit einem Seufzer. Dann las er seine nächste Eintragung vor: «XVB 724. Engländer. Unterschlagung.»

«Nicht sehr hilfreich», urteilte Poirot. «Wer kann unterschlagen? Ein Anwalt? Ein Bankbeamter? Jeder, der einen Vertrauensposten im Geschäftsleben bekleidet. Kaum aber ein Autor, ein Zahnarzt oder ein Doktor. Mr James Ryder ist der einzige Vertreter von Handel und Industrie. Er mag Geld unterschlagen und hinterher ein Darlehen

bei Giselle aufgenommen haben, um den Diebstahl zu vertuschen. Was die letzte Notiz – GF 45. Versuchter Mord, Engländer – angeht, so eröffnet sie uns ein sehr weites Feld. Autor, Zahnarzt, Friseur, Doktor, Steward, waschechte Aristokratin: jeder von ihnen könnte GF 45 sein. Tatsächlich sind aufgrund ihrer Nationalität, nur die Duponts ausgenommen. Es ist manchmal doch gut, Franzose zu sein...»

Er winkte den Kellner herbei und verlangte die Rechnung.

«Und was nun, mein Freund?», fragte er, als sie beglichen war.

«Zur Sûreté», erwiderte Fournier. «Vielleicht warten dort Nachrichten auf mich.»

«Schön. Ich will Sie begleiten. Anschließend habe ich eine kleine Nachforschung vor, bei der Sie mir sicher beistehen werden.»

Bei der Sûreté erneuerte Poirot die Bekanntschaft mit Fourniers oberstem Chef, dem er vor etlichen Jahren im Zusammenhang mit einem seiner Fälle begegnet war. Monsieur Gilles streckte ihm beide Hände entgegen.

«Ich bin sehr froh, dass Sie dem Fall Interesse entgegenbringen, Monsieur Poirot», versicherte er.

«Wundert Sie das? Es ereignete sich doch unter meinen Augen. Hercule Poirot schlummert, während ein Mord verübt wird!»

Monsieur Gilles schüttelte taktvoll den Kopf.

«Oh, diese mangelhaften Maschinen! Ich habe selbst ein- oder zweimal erfahren, wie wenig sie Wind und Wetter gewachsen sind.»

«Man könnte dann glauben, dass eine Armee einem über den Magen marschieret», klagte der Belgier. «Und wie die zarten Windungen des Hirns unter den Tücken des Verdauungsapparates leiden! Wenn die Seekrankheit mich

packt, bin ich, Hercule Poirot, ein Geschöpf ohne graue Zellen, ohne Ordnung, ohne Methode, bin ich nichts als ein gewöhnliches Mitglied der menschlichen Rasse, mit einer Intelligenz, die nicht einmal den Durchschnitt erreicht! Es ist beklagenswert, doch leider wahr. Und da wir gerade von diesen Dingen reden – wie geht es meinem tüchtigen Freund Giraud?»

Gilles, die Bedeutung von «diese Dinge» weise überhörend, entgegnete, dass Giraud auf der Karriereleiter einige Stufen höher gerückt sei. «Er ist sehr eifrig, und seine Energie kennt keine Ermüdung.»

«So war er immer», sagte Hercule Poirot. «Er jagte und rannte und hetzte hin und her. Er krabbelte auf allen vieren. Bald war er hier, bald war er dort und gleich darauf wieder woanders. Nicht eine Sekunde gönnte er sich Ruhe, um zu überlegen.»

«Ah, Monsieur Poirot, das ist nun einmal Ihre schwache Seite! Jemand wie Fournier wird Ihnen da mehr zusagen. Er ist ein Mann der neuesten Schule – die Psychologie über alles. So lieben Sie es ja.»

«Gewiss, gewiss.»

«Und weil er überdies das Englische sehr gut beherrscht, wurde er nach Croydon hinüberschickt. Übrigens ein fesselnder Fall, Monsieur Poirot. Ein vergifteter Dorn aus einem Blasrohr! Das Ganze hoch oben in den Wolken... Ich frage Sie: Hat man dergleichen schon mal gehört?»

«Nie! Nie!», bestätigte Poirot. «Sie treffen den Nagel auf den Kopf... Ah, da kommt unser guter Fournier. Sie haben Neuigkeiten?»

Das melancholische Gesicht Fourniers strahlte beinahe. «Ja. Sogar wichtige Neuigkeiten. Ein griechischer Antiquitätenhändler namens Zeropoulos hat über den Verkauf eines Blasrohrs und einiger Dornen berichtet, der drei Tage vor dem Mord erfolgte. Ich schlage vor, Monsieur»

– hier verbeugte er sich respektvoll vor seinem Vorgesetzten –, «diesen Griechen zu verhören.»

«Unbedingt. Will Monsieur Poirot Sie begleiten?»

«Wenn Sie erlauben, ja. Das ist eine sehr interessante Wendung.»

Zeropoulos' Geschäft, das keineswegs zu den erstklassigen zählte, lag in der Rue St. Honoré. Es bot den Kauflustigen eine Menge persischer Keramik, minderwertigen indischen Schmuck, Stickereien und seidene Gewebe aus vielerlei Ländern und gänzlich wertlose Perlen sowie ägyptische Erzeugnisse in Massen. Es war einer der Läden, wo man sozusagen eine Million Franc für einen Gegenstand ausgeben kann, der eine halbe wert ist, oder zehn Franc für etwas, dessen Wert vierzig Centimes nicht übersteigt. In der Hauptsache erfreute das Geschäft sich des Zuspruchs amerikanischer Touristen und kleiner Kunstsammler. Zeropoulos selbst war ein feister, kleiner Mann mit kohlschwarzen Augen und flinker Zunge.

Die Herren von der Polizei...? Welche Ehre! Vielleicht bespräche man die Angelegenheit besser in seinem Privatbüro. Ja, ja, er habe ein Blasrohr und Dornen verkauft. «Südamerikanische Kuriosität, meine Herren. Sie verstehen, ich handle ein bisschen mit allem! Allerdings habe ich meine Spezialitäten. Persien steht bei mir in vorderster Linie. Monsieur Dupont, der hoch geschätzte Monsieur Dupont, kennt mich gut. Er pflegte häufig zu kommen, um sich meine Sammlung anzusehen, zu erfahren, welche Neuerwerbungen ich gemacht habe, und sein Urteil über die Echtheit gewisser fragwürdiger Stücke abzugeben. Was für ein Mann! Welch ein unerschöpfliches Wissen! Welch ein untrügliches Auge! Welch ein untrügliches Gefühl für echt und unecht...!

Aber ich schweife vom Zweck Ihres Hierseins ab. Ich besitze eine Sammlung – eine wertvolle Sammlung, die

allen Kunstliebhabern bekannt ist –, und außerdem habe ich... nun, meine Herren, nennen wir es mal Kuriositäten! Ausländischen, überseeischen Krimskrams, teils aus der Südsee, teils aus Indien, aus Japan, aus Borneo. Für diese Dinge habe ich gewöhnlich keine festgesetzten Preise. Wenn irgendwer Interesse verrät, mache ich rasch eine Schätzung und stelle eine entsprechende Forderung. Natürlich beginnt der Betreffende zu feilschen, und nach langem Hin und Her begnüge ich mich schließlich mit der Hälfte. Aber auch so ist der Gewinn noch gut. Denn meistens erwerbe ich diese Sachen von Seeleuten, denen ich sehr wenig dafür zahle.»

Der Grieche schöpfte Atem und fuhr, entzückt über sich selbst, seine Wichtigkeit und den herrlichen Fluss seiner Erzählung, fort:

«Dieses Blasrohr und die Dornen lagen schon lange bei mir, vielleicht zwei Jahre. In jener Schale dort, zusammen mit einem Kaurihalsband, einem roten indianischen Kopfschmuck, zwei roh geschnitzten Götzen und einigen minderwertigen Jadekugeln. Niemand beachtet sie, niemand will sie, bis dieser Amerikaner kommt und fragt, was das für Dinger sind.»

«Ein Amerikaner?», unterbrach Fournier den Redestrom.

«Ja, ja, ein Amerikaner – unverkennbar ein Amerikaner. Einer von der Sorte, die keinerlei Verständnis besitzt und eben nur eine Kuriosität mit heimbringen will, einer von denen, die die Antiquitätenverkäufer in Ägypten bereichern und die lächerlichsten Skarabäen, die die Keramikindustrie je erzeugt hat, erstehen. Beflissen gehe ich auf seine Frage ein, erzähle ihm von den Gewohnheiten gewisser Stämme und ihren tödlichen Giften. Ich erläutere, wie selten so ein Stück auf den Markt gelangt, und das reizt seine Kauflust. Er fragt nach dem Preis, und ich nenne ihn. Es ist mein amerikanischer Preis, der aller-

dings den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, von denen auch Amerika nicht ganz verschont blieb, etwas Rechnung trägt. Ich warte, dass er mit dem Feilschen beginnt, aber nichts Derartiges geschieht. Ohne mit der Wimper zu zucken, zahlt er das Verlangte. Ich bin wie betäubt! Oh, warum hatte ich nicht mehr gefordert...? Doch nun ist's zu spät. Also verpacke ich ihm das Blasrohr nebst den Dornen, und er geht davon. Als ich dann in der Zeitung von diesem aufregenden Mord las, wurde ich stutzig und setzte mich mit der Polizei in Verbindung.»

«Wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Monsieur Zeropoulos», sagte Fournier höflich. «Glauben Sie, dass Sie imstande wären, dieses Blasrohr und den Dorn zu identifizieren?»

«Das Blasrohr war ungefähr so lang» – Zeropoulos maß die Größe auf seinem Schreibtisch ab – «und so dick wie... wie dieser Federhalter. Dazu gehörten vier dornartige Pfeilchen, unten zugespitzt und leicht verfärbt, mit einem kleinen roten Seidenflaum daran.»

«Rot?», fragte Hercule Poirot nach.

«Ja, Monsieur, kirschrot – allerdings etwas verblichen.»

«Das ist merkwürdig», ließ sich jetzt Fournier vernehmen. «Sind Sie sicher, dass nicht einer der vier Dornen einen gelbschwarzen Seidenflaum hatte?»

«Gelb-schwarz? Nein!», versicherte der Händler.

Fournier sah Poirot an und bemerkte ein sonderbares, zufriedenes Lächeln auf den Zügen des kleinen Belgiers. Warum wohl? Weil Zeropoulos log oder aus einem anderen Grund?

«Es ist sehr wohl möglich, dass dieses Blasrohr nichts mit dem Fall zu tun hat», meinte der französische Inspektor. «Dessen ungeachtet würden Sie mich durch eine genaue Beschreibung des Amerikaners zu neuem Dank verpflichten, Monsieur Zeropoulos.»

«Es war eben der typische Amerikaner. Seine Stimme saß in der Nase. Er konnte kein Französisch, er wälzte Kaugummi im Munde, er hatte schildpattgefasste Brillengläser, war groß und meiner Ansicht nach nicht sehr alt.»

«Blond oder dunkel?»

«Das weiß ich nicht so genau. Er behielt nämlich während seines Einkaufs den Hut auf.»

«Würden Sie den Mann wohl wieder erkennen?»

«Auch das weiß ich nicht. Bei mir gehen so viele Amerikaner ein und aus, und er unterschied sich in nichts von der großen Masse.»

Jetzt zeigte Fournier ihm die Sammlung von Pressebildern, doch keiner der fotografierten Zeugen glich, so fand der Grieche, seinem amerikanischen Kunden.

«Ein erfolgloser Gang», sagte Fournier betrübt, als sie den Laden verließen.

«Davon bin ich noch nicht überzeugt», widersprach Hercule Poirot. «Die Preisschilder hatten die gleiche Form, und außerdem schienen mir zwei Punkte in Zeropoulos' Erzählung beachtenswert. Und nun, mein Freund, begleiten Sie bitte mich.»

«Wohin?»

«Boulevard des Capucines. Zum Büro der Fluggesellschaft.»

«Den Weg können Sie sich sparen, Monsieur Poirot. Wir haben dort bereits nachgefragt, aber man konnte uns nichts Interessantes mitteilen.»

Poirot klopfte dem Franzosen freundlich auf die Schulter. «Eine Antwort hängt von den Fragen ab, und Sie wussten nicht, auf welche Fragen es ankommt.»

«Wissen Sie es?»

«Eh... ich habe da eine gewisse kleine Idee!»

Das Büro der Universal Airlines war ziemlich klein. Ein flott aussehender, dunkelblonder Mann saß hinter einem hell polierten Holzschalter, und ein Bursche von ungefähr fünfzehn Jahren vor einer Schreibmaschine.

Auf Poirots Veranlassung hin wurde der Junge hinausgeschickt.

«Es handelt sich nämlich um eine vertrauliche Angelegenheit», raunte der kleine Belgier.

«Ja, Messieurs?», sagte Jules Meunier, von einer angenehmen Neugier befallen.

«Um die Ermordung Madame Giselles.»

«Ah...! Darüber habe ich bereits etliche Fragen beantwortet.»

«Ich weiß, ich weiß. Aber es ist wichtig, die genauen Tatsachen zu erfahren. Wann ließ Madame Giselle ihren Platz reservieren?»

«Auch das sagte ich bereits. Sie buchte telefonisch am 17. September.»

«Für das Mittagsflugzeug des folgenden Tages?»

«Ja, Monsieur.»

«Oh! Dann habe ich ihre Wirtschafterin falsch verstanden. Die sagte mir nämlich, Madame habe einen Platz für morgens 8.45 Uhr bestellt.»

«Nein, nein. Oder vielmehr... Madames Wirtschafterin verlangte einen Platz für die erste Maschine, aber da die schon ausgebucht war, musste sie das Mittagsflugzeug nehmen.»

«Ah, nun ist mir alles klar. Allerdings..., hm, das ist eigenartig. Wirklich eigenartig.»

«Was, Monsieur?»

«Ein Freund von mir, der sich plötzlich zu einer Reise nach England entschloss und das Flugzeug um 8.45 Uhr benutzte, erwähnte zufällig, es sei halb leer gewesen.»

Jules Meunier kramte in etlichen Papieren und putzte sich hierauf gründlich die Nase.

«Vielleicht irrt sich Ihr Freund im Tag.»

«Nein. Es war der Mordtag, weil mein Freund noch hinzufügte, dass er beinahe das erste Flugzeug versäumt hätte und dann tatsächlich einer der Passagiere der «Prometheus» gewesen sein würde.»

«Das ist freilich sonderbar. Manchmal finden sich jedoch die Fluggäste nicht rechtzeitig ein, sodass es natürlich freie Plätze gibt, und manchmal unterläuft ja auch ein Versehen. Ich werde mich mit Le Bourget in Verbindung setzen; dort lassen sie es bisweilen an der nötigen Genauigkeit fehlen. Es ist bedauerlich... es...»

Der leicht fragende Blick Poirots schien Jules Meunier unangenehm zu sein. Seine Augen wanderten hin und her, und ein kleiner Schweißtropfen perlte auf seiner Stirn.

«Zwei immerhin mögliche Erklärungen», warf Poirot hin, «doch – so will es mir wenigstens scheinen – nicht die wahren. Meinen Sie nicht, Monsieur Meunier, es wäre besser, wenn Sie mit der Sprache herausrückten?»

«Wie... wie bitte?»

«Sie verstehen mich sehr gut. Dies ist kein Spiel, sondern ein Mordfall. Mord, Monsieur Meunier! Vergessen Sie das gefälligst nicht. Wenn Sie eine Auskunft für sich behalten, so wird Sie das teuer zu stehen kommen, denn Sie vereiteln die Absichten der Justiz.»

Zu dem einen Schweißtropfen auf Meuniers Stirn hatten sich mehrere gesellt, und die Hände des Mannes bebten.

«Los», befahl Poirot mit ungewohnter Härte. «Wir wünschen genaue Auskunft. Wie hoch war der Betrag? Und wer hat Sie bezahlt?»

«Ich... ahnte nichts... Böses. Ich... dachte...»

«Wieviel und wer?»

«F... fünftausend Franc», stammelte der Mann, in die Enge getrieben. «Ich hatte den Fremden nie zuvor gesehen. Ich... oh Gott, das wird mich ruinieren.»

«Mut, Mann. Das Schlimmste wissen wir ja nun. Erzählen Sie, wie die Sache lief.»

Die Schweißtropfen rieselten jetzt über Stirn und Wangen herab, und ruckartig kamen die Worte aus Jules Meuniers Munde.

«Nein, ich hatte nichts Böses im Sinn. Ein Mann kam herein. Sagte, er flöge am nächsten Tag nach England. Er brauche ein Darlehen von... von Madame Giselle, aber ihr Zusammentreffen solle unabsichtlich aussehen. Er meinte, dann hätte er eine bessere Chance, das Geld zu bekommen. Dann sagte er, ihm sei bekannt, dass sie am folgenden Tag nach England reisen wolle. Er verlangte nichts weiter von mir, als dass ich erklären möge, das Morgenflugzeug sei ausgebucht, und dass ich ihr in der «Prometheus» den Platz Nr. 2 gäbe. Ich schwöre, Messieurs, dass ich keine große Sache darin sah. «Welchen Unterschied kann es schon machen?», dachte ich. Amerikaner sind nun einmal so... sie bevorzugen bei Geschäften eine formlose, ungezwungene Art...»

«Amerikaner?» Jetzt mischte Fournier sich ein.

«Ja, der Herr war Amerikaner.»

«Beschreiben Sie ihn.»

«Er war groß, hielt sich gebückt, hatte graues Haar, eine Hornbrille und einen kleinen Ziegenbart.»

«Ließ er auch für sich einen Platz reservieren?»

«Ja, Monsieur. Sitz Nr. 1 – gleich neben Madam Giselle.»

«Auf welchen Namen?»

«Silas... Silas Harper.»

Poirot schüttelte den Kopf. «Niemand unter den Passagieren hieß so, und niemand saß auf Platz Nr. 1.»

«Das entnahm ich den Zeitungsberichten, und deshalb dachte ich, dass ich die Sache nicht zu erwähnen brauchte. Da dieser Mann das Flugzeug nicht benutzte...»

Fournier machte eine ungeduldige Handbewegung.

«Sie haben der Polizei wertvolle Auskünfte verschwiegen», sagte er kalt. «Glauben Sie nicht, dass wir das so einfach durchgehen lassen!»

Zusammen mit Hercule Poirot schritt er hinaus, während Jules Meunier ihnen angstvoll nachstarrte.

Auf dem Bürgersteig zog Fournier den Hut und verneigte sich.

«Meine Hochachtung, Monsieur Poirot. Was hat Sie auf diesen Gedanken gebracht?»

«Zwei Sätze. Den einen hörte ich heute Morgen von einem Mitreisenden, der seinem Nachbarn erzählte, er habe am Morgen des Mordtages in einem fast leeren Flugzeug den Kanal überquert. Dann erwähnte Elise Grandier, sie habe im Büro der Universal Airlines angerufen und Bescheid erhalten, die Plätze für den Frühflug seien sämtlich ausgebucht. Nun, diese beiden Aussagen widersprachen sich schroff. Weiterhin erinnerte ich mich, dass der Steward der «Prometheus» bei seinem Verhör angab, ihm sei Madame Giselle bekannt, weil er sie einmal auf dem Frühflug bedient habe. Mithin pflegte sie gewöhnlich das Flugzeug 8.45 Uhr zu benutzen. Doch irgendetwas wünschte, dass sie diesmal um die Mittagsstunde abflöge – jemand, der ebenfalls die Reise mit der «Prometheus» machte. Weshalb behauptete der Angestellte der Fluggesellschaft, für 8.45 Uhr sei schon alles ausgebucht? Ein Irrtum oder eine absichtliche Lüge? Ich vermutete das letztere... und hatte Recht.»

«Mein Gott, jede Minute wird dieser Fall verworrener», rief Fournier. «Zuerst schienen wir auf der Spur einer Frau zu sein. Jetzt ist es ein Mann. Dieser Amerikaner...»

Er brach ab, weil er die skeptische Bewegung Poirots sah.

«*Mon cher*», sagte der kleine Belgier, «es ist so lächerlich einfach, hier in Paris als Amerikaner aufzutreten! Eine nasale Stimme, der Kaugummi, der kleine Ziegenbart, die Hornbrille – da haben Sie das ganze Zubehör des Bühnen-Amerikaners.»

Er nahm die herausgerissene Magazinseite aus der Tasche, sodass Fournier fragte:

«Was gucken Sie sich da an?»

«Eine Gräfin im Badeanzug.»

«Wie? Sie meinen... Aber nein, sie ist klein, reizend, zart; sie könnte keinen großen, gebeugten Amerikaner mimen, obwohl sie Schauspielerin war. Diese Idee geben Sie nur getrost auf.»

«Ich habe sie ja niemals gehabt», erwiderte Hercule Poirot. Und trotzdem betrachtete er ernst das bedruckte Blatt.

Geistesabwesend häufte Lord Horbury einen Berg Nieren auf seinen Teller.

Stephen Horbury war siebenundzwanzig Jahre alt. Er hatte einen schmalen Kopf und ein langes Kinn, und jeder musste ohne weiteres den Sportsmann in ihm erkennen, der einen großen Teil seiner Zeit im Freien verbringt. Im Übrigen war er gutherzig, ein bisschen dünkelhaft, unendlich treu und ungeheuer halsstarrig. Jetzt stocherte er in seinem Nierenhaufen herum, öffnete dann eine Zeitung, die er gleich darauf stirnrunzelnd wieder fortwarf, schob seinen Teller zurück, trank einen Schluck Kaffee und erhob sich. Unschlüssig stand er eine Minute neben seinem Stuhl, um endlich mit einem leichten Nicken das Speisezimmer zu verlassen und in das obere Stockwerk hinaufzusteigen.

Dort pochte er zögernd an eine Tür. «Herein!», rief eine klare, hohe Stimme.

Lord Horbury folgte der Aufforderung und betrat ein nach Süden gelegenes, großes schönes Schlafzimmer. In dem geschnitzten Eichenbett aus der Tudorzeit lag Cicely Horbury, unendlich lieblich in dem rosa Chiffongewand und mit der goldblonden Lockenpracht.

Ein Frühstückstablett mit den Resten von Orangensaft und Kaffee stand auf einem Tischchen neben ihr, und ihre Zofe ging ordnend im Zimmer hin und her.

Jedem Mann hätte man es verzeihen müssen, wenn er beim Anblick von soviel Lieblichkeit etwas schneller geatmet hätte; aber den Grafen Horbury berührte das

verlockende Bild, das sein Weib bot, nicht. Vor drei Jahren, ja, da hatte die bezaubernde Anmut seiner Cicely den jungen Mann in einen Rausch versetzt, da war er unsinnig, wild, leidenschaftlich verliebt gewesen. Vorüber all das!

«Du, Stephen?», sagte Lady Horbury überrascht.

«Ich möchte gern mit dir allein sprechen.»

«Madeleine, lassen Sie das jetzt», befahl Cicely der Zofe. «Gehen Sie hinaus.»

«Sehr wohl, M'lady», murmelte die Französin, während sie aus den Augenwinkeln einen neugierigen Blick auf Lord Horbury warf.

Stephen wartete, bis die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, und trat nun etwas näher an das eichene Prunkbett heran.

«Ich möchte genau wissen, Cicely, was dich veranlasst hat, hierher zu kommen.»

Sie zuckte die schmalen, schönen Schultern.

«Warum sollte ich nicht?»

«Warum nicht? Nun, ich dünkte, es gäbe genug Gründe.»

«Pah! Gründe.»

«Ja, Gründe. Du wirst dich entsinnen, dass wir übereinkamen, es sei, wie die Dinge zwischen uns liegen, besser, die Posse des Zusammenlebens aufzugeben. Du solltest das Stadthaus zu deiner Verfügung haben und ein reichliches, sehr reichliches Einkommen. Innerhalb gewisser Grenzen solltest du deine eigenen Wege gehen können. Warum diese plötzliche Rückkehr?»

Wieder ein Achselzucken. «Ich hielt es für besser...»

«Des Geldes wegen, wie?»

«Mein Gott, wie ich dich hasse!», stieß der reizende Frauenmund hervor. «Du bist der geizigste Mensch, den es gibt.»

«Geizig? Geizig – das wagst du zu sagen, nachdem um deiner sinnlosen Verschwendung willen eine Hypothek auf Horbury ruht?»

«Horbury... Horbury... das ist das Einzige, was dir am Herzen liegt! Pferde und Jagen und Schießen, dazu die Ernte und langweilige alte Pächter. Oh, welch ein Leben für eine Frau...!»

«Manchen Frauen gefällt es.»

«Ja, Frauen wie Venetia Kerr, die selbst ein halbes Pferd ist. So eine Frau hättest du heiraten sollen.»

Lord Horbury ging zum Fenster.

«Es ist ein bisschen spät, das zu sagen. Ich heiratete dich.»

«Und du kannst es nicht ändern», lachte Cicely hämisch auf. «Du möchtest mich gern loswerden, aber es gelingt dir nicht.»

«Müssen wir das alles wieder erörtern?»

«Verbohrt und altmodisch, das bist du. Die meisten meiner Freunde lachen sich kaputt, wenn ich ihnen deine Aussprüche erzähle.»

«Es steht ihnen frei zu lachen. Wollen wir nicht zum Ausgangspunkt unseres Gesprächs zurückkehren: Warum bist du hergekommen?»

Aber seine Frau schien dazu keine Lust zu haben. Sie keifte:

«Du hast in den Zeitungen bekannt gegeben, dass du keine Verantwortung für meine Schulden übernähmst. Nennst du das eine ritterliche Haltung?»

«Ich bedaure, dass ich zu dem Schritt gezwungen war. Du wirst dich erinnern, dass ich dich warnte. Zweimal

habe ich gezahlt. Doch es gibt Grenzen. Deine unsinnige Spielleidenschaft... Aber warum darüber reden? Ich verlange jetzt endlich zu wissen, weshalb du nach Horbury gekommen bist. Du hast es stets gehasst und dich hier zu Tode gelangweilt.»

«Ich hielt es für besser – gerade jetzt», sagte Cicely mürrisch.

«Besser – gerade jetzt?» Grübelnd wiederholte er die Worte. Und dann fragte er schneidend: «Cicely, hast du dir von der alten Französin Geld geborgt?»

«Von welcher? Ich weiß nicht, wen du meinst.»

«Du weißt genau, wen ich meine. Ich meine die Frau, die im Flugzeug ermordet wurde – in dem Flugzeug, mit dem du heimgereist bist. Hast du von ihr Geld geborgt?»

«Nein. Was ist das wieder für eine schrullige Idee!»

«Cicely, sei kein Narr. Wenn sie dir Geld geliehen hat, tust du besser daran, es mir zu gestehen. Bedenke, dass die Sache noch nicht zu Ende ist. Der Spruch der Geschworenen lautete: vorsätzlicher Mord durch Unbekannt. Die Polizei beider Länder arbeitet fieberhaft, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Wahrheit ans Licht kommt. Bestimmt hat die Tote Aufzeichnungen über ihre Geschäfte hinterlassen. Wenn eine Verbindung zwischen dir und ihr bestand, so sollten wir nicht warten, bis es durchsickert. Wir müssen vorher Foulks Rat einholen.»

Foulk & Wilbraham waren die Anwälte, die seit Generationen die Interessen der Horburys und ihres Gutes vertraten.

«Habe ich bei dieser verdammten Voruntersuchung nicht als Zeugin ausgesagt, dass ich von der Frau nie gehört hätte?»

«Das beweist nicht viel», meinte Cicelys Gatte trocken; «sei versichert, dass die Polizei bald alles aufdeckt.»

Erbost richtete sich Lady Horbury in ihrem Bett auf.

«Vielleicht glaubst du gar, dass ich sie umgebracht habe, dass ich aufstand und vergiftete Dornen zu ihr hinüberpustete, wie? Oh, diese blöde Geschichte!»

«Das Ganze klingt verrückt», gab Stephen zu. «Aber ich möchte, dass du dir deine Lage vergegenwärtigst.»

«Welche Lage? Es gibt keine Lage, verstehst du? Natürlich glaubst du mir mal wieder kein Wort – das kenne ich ja allmählich. Und warum überhaupt diese plötzliche Besorgnis? Scherst du dich etwa darum, was mit mir geschieht? Du verabscheust mich. Du hasst mich. Du wärest heilfroh, wenn ich morgen ins Gras bisse. Warum also heucheln?»

«Übertreibst du nicht ein wenig? Auf jeden Fall kümmert mich, altmodisch wie ich bin, mein Familienname, worüber du vermutlich höhnisch lachst. Was gilt dir der Name, den ich von vielen Generationen vor mir übernommen habe, schuldenlos übernommen. Schulden sind nichts Lächerliches für mich!»

Und während sie ihn verständnislos ansah, machte er jäh kehrt und verließ das Zimmer.

In seinen Schläfen klopfte es wie Hammerschläge, und ein Gedanke jagte den anderen.

Verabscheuen? Hassen? Ja, das stimmt wahrhaftig. Aber wäre ich wirklich froh, wenn sie morgen stürbe? Mein Gott, ja! Ich würde mich fühlen wie ein Mann, vor dem sich die Gefängnistore auftun. Was für eine verdrehte, scheußliche Angelegenheit das Leben doch ist! Als ich sie zum ersten Mal erblickte, ach, wie ein anbetungswürdiges Kind sah sie aus. So blond, so licht, so lieblich...! Blöder junger Narr! Ich war verrückt, verzehrte mich in Sehnsucht nach ihr. Sie schien der Inbegriff von allem Süßen und Reinen zu sein, und die ganze Zeit über war sie, wie sie heute ist: gewöhnlich, lasterhaft, gehässig,

hohlköpfig. Nicht einmal ihre Lieblichkeit berührt mich heute noch.

Er pfiß, und ein Spaniel tobte heran, der mit treuen Augen zu ihm emporschaute.

«Gute, alte Betsy», sagte Stephen, indem er die langen Ohren tätschelte. «Ein Hund wie du, Betsy, ist mehr wert als fast sämtliche Frauen, die mir begegnet sind.» Und einen alten Hut auf den Kopf stülpend, verließ er in Gesellschaft des vierbeinigen Freundes das Haus.

Der ziellose Rundgang durch seinen Besitz begann seine gepeinigten Nerven allmählich zu beruhigen. Er streichelte den Hals seines Lieblingspferdes, wechselte ein paar Worte mit dem Stallknecht, ging dann zum Wirtschaftshof, wo er ein Schwätzchen mit der Frau des Pächters hielt, und als er, Betsy dicht auf den Fersen, einen schmalen Weg entlangspazierte, traf er Venetia Kerr auf einer braunen Stute.

Zu Pferde sah Venetia am besten aus. Lord Horbury blickte mit Bewunderung, Zärtlichkeit und einem seltsamen Gefühl des Geborgenseins zu ihr empor.

«Guten Morgen, Venetia. Warst du draußen auf der Koppel?»

«Ja. Wie gefällt dir meine Braune?»

«Prächtig. Hast du den Zweijährigen gesehen, den ich von Chattisley gekauft habe?»

Fünf Minuten lang unterhielten sie sich über Pferde. Dann sagte er unvermittelt:

«Cicely ist hier.»

«Hier in Horbury?» Es gelang Venetia nicht ganz, ihre Überraschung zu verbergen.

«Ja. Diese Nacht traf sie ein.»

Nun wurde es still zwischen ihnen. Venetia spielte versonnen mit den Zügeln ihres Pferdes, und Stephen Hor-

bury verfolgte mit den Augen den Zickzackflug eines gelben Falters.

«Du warst ja bei der Verhandlung, Venetia», begann er, eigentümlich gepresst. «Wie... verlief sie?»

Sie überlegte einen Moment.

«Ziemlich nichtssagend.»

«Und die Polizei ließ nicht irgendetwas durchblicken?»

«Nein.»

«Muss unangenehm für dich gewesen sein, wie?»

«Ein Genuss bestimmt nicht, Stephen. Aber der Vorsitzende benahm sich ganz anständig.»

Stephen Horbury riss ein Blatt von der Hecke ab.

«Hast du einen Verdacht, wer der Täter sein könnte?»

«Nein», entgegnete Venetia Kerr und machte eine Pause, weil sie nach Worten suchte, die am besten und taktvollsten das ausdrückten, was sie zu sagen wünschte. Und schließlich brachte sie es mit einem kleinen Lachen vor. «Cicely oder ich waren es jedenfalls nicht. Das weiß ich. Sie würde mich und ich sie entdeckt haben.»

Stephen lachte ebenfalls.

«Dann ist ja alles in Ordnung», meinte er fröhlich. Es sollte wie ein Scherz klingen, doch ihr entging die Erleichterung in seiner Stimme nicht. Also hatte er gedacht...

«Wir beide kennen uns doch eigentlich schon sehr lange, Venetia», fing er von neuem an.

«O ja. Entsinnst du dich noch der schrecklichen Tanzstunden, mit denen man uns Kinder plagte?»

«Natürlich. Sag, Venetia, war Cicely mit dieser Giselle irgendwie bekannt?» Stephens Blick ruhte forschend auf Miss Kerr.

«Ich weiß es nicht. Ich war ja im Süden Frankreichs und habe den Klatsch aus Le Pinet noch nicht erfahren.»

«Was denkst du denn?»

«Erstaunen würde es mich nicht.» Und als Stephen nickte, setzte sie freundlich hinzu: «Musst du dir darüber den Kopf zerbrechen? Ihr führt zwei ziemlich getrennte Leben. Das ist doch ihre Angelegenheit, nicht deine.»

«Solange sie meine Frau ist, geht es auch mich an.»

«Würdest du, wenn du die Möglichkeit hättest, dich scheiden lassen?»

«Wenn ich einen stichhaltigen Grund hätte, unbedingt.»

«Das weiß sie wohl auch», meinte Venetia Kerr nachdenklich.

«Ja.»

Sie schwiegen, und Venetia dachte: Sie hat nicht mehr Moral als eine Katze. Aber sie nimmt sich in Acht, um ihm keine Handhabe zu geben. Dann sagte sie laut: «Also ist nichts zu machen.»

Er schüttelte den Kopf und fasste plötzlich die Zügel ihres Pferdes. «Venetia, wenn ich frei wäre – würdest du mich heiraten?»

Ihr Blick ruhte auf dem Pferdehals, während sie mit einer Stimme, die nichts von ihren Gefühlen verriet, leicht hin erwiderte:

«Ganz ausgeschlossen wäre es nicht.»

Stephen! Sie hatte Stephen immer geliebt, immer, seit den längst entschwundenen Tagen der Tanzstunde und des Herumtollens in Wald und Flur.

Und Stephen hatte sie gern gehabt, aber nicht gern genug, um dagegen gefeit zu sein, einer gerissenen, berechnenden kleinen Schauspielerin ins Garn zu gehen.

«Wir würden ein wundervolles Leben zusammen führen, Venetia...»

Bilder stiegen vor seinem inneren Auge auf: Fuchsjagen, gemütliche Teestunden am knisternden Kaminfeuer,

der Geruch von feuchter Erdkrume und Blättern, Kinder... All die Dinge, die Cicely niemals mit ihm teilen, die sie ihm niemals schenken würde. Ein Nebel legte sich über seine Augen, und wie aus weiter Ferne hörte er Venetias noch immer ruhige, beherrschte Stimme.

«Stephen, wenn wir auf und davon gingen, müsste sich Cicely ja wohl oder übel von dir scheiden lassen.»

«Mein Gott, glaubst du, ich ließe dich einen solchen Schritt tun!», rief er heftig.

«Mir wäre es gleichgültig.»

«Aber mir nicht.»

Ja, so ist er, dachte sie wehmütig. Immer auf den guten Ruf bedacht, mit allerlei Vorurteilen behaftet. Doch ich möchte gar nicht, dass er anders wäre!

«Jetzt muss ich weiter, Stephen», sagte sie. «Auf Wiedersehen.»

Leicht berührte sie ihr Pferd mit dem Absatz.

Als sie sich dann noch einmal umwandte, um ihm zuzuwinken, trafen sich ihre Augen und verrieten all das, was ihre sorgfältig gewählten Worte verschwiegen hatten. An einer Biegung des Wegs entfiel ihr die Reitpeitsche.

Ein einsamer Spaziergänger hob sie auf und überreichte sie ihr mit einer übertriebenen Verbeugung.

Ein Ausländer, überlegte sie, während sie ihm dankte. Habe ich das Gesicht nicht schon mal irgendwo gesehen? Die Hälfte ihrer Gedanken ging die Sommertage in Juan les Pins durch; die andere Hälfte weilte noch bei Stephen Horbury.

Doch gerade, als sie daheim anlangte, wurde in ihrem halb träumenden Hirn eine Erinnerung lebendig. Dieser Spaziergänger...! Er war der kleine Mann, der mir im Flugzeug seinen Platz anbot und von dem es bei der Voruntersuchung hieß, er sei Detektiv. Was sucht er hier? Um Gottes willen, was sucht er hier...?

**A**m Morgen nach der Voruntersuchung stellte sich Jane Grey mit etwas Herzklopfen bei Mr Antoine ein.

Mr Antoine, der sich gern als Ausländer gebärdete, obwohl ihn seine Mutter in einer Londoner Vorstadt zur Welt gebracht hatte, begrüßte Jane mit einem Unheil verkündenden Stirnrunzeln. Es war ihm zur zweiten Natur geworden, in gebrochenem Englisch zu sprechen, sobald er sich innerhalb seines Frisiersalons befand, und so mischte er auch in die Strafpredigt, die er Jane hielt, einige ausländische Brocken. Er schalt sie eine komplette *imbécile*. Warum musste sie überhaupt mit dem Flugzeug reisen? Was für eine hoffärtige, verrückte Idee! Ihre *escapade* würde seinem Unternehmen unendlich schaden. Nachdem er seinem Ärger noch weiter Luft gemacht hatte, konnte Jane endlich ihre Freundin Gladys begrüßen. Gladys war eine ätherische Blondine mit stolzem Benehmen und einer kraftlosen «Berufs-Stimme». Im Privatleben war ihre Stimme heiser und munter.

«Gräm dich nicht», sagte sie zu Jane. «Der Alte ist sich noch nicht klar darüber, nach welcher Seite die Katze springen wird. Und meiner Meinung nach springt sie nach einer anderen Seite, als er denkt. – Adieu, adieu, Kindchen, da segelt die geliebteste von meinen Kundinnen herein, vermutlich wieder in grässlicher Laune. Wenn sie nur nicht ihren verdammten Schoßhund mitgebracht hat!»

Eine Sekunde später hauchte Gladys mit matter Stimme:

«Guten Morgen, Madame. Wie, ohne Ihren süßen kleinen Pekinesen...? Haarwäsche, nicht wahr?»

Jane betrat derweil die angrenzende Kabine, wo eine Frau wartete, die ihr Gesicht im Spiegel begutachtete.

«Wirklich, mein Gesicht sieht heute Morgen schrecklich aus», sagte sie zu ihrer Freundin, die gelangweilt in einer drei Wochen alten Zeitschrift blätterte. Bei Janes Erscheinen ließ diese das Heft sinken und starrte das junge Mädchen an.

«Sie ist es», meinte die Leserin, während der gelangweilte Ausdruck verschwand. «Ich bin sicher.»

«Guten Morgen, meine Damen», grüßte Jane mit jener Heiterkeit, die man von ihr erwartete und die sie ganz mechanisch und ohne die mindeste Anstrengung hervorzubringen verstand. «Sie waren lange nicht bei uns, Madame», dies galt der anderen Frau –, «waren Sie verreist? Vielleicht drüben auf dem Kontinent?»

«Antibes», erklärte diese und musterte Jane nun ebenfalls neugierig.

«Wie schön! Und das Wetter war gut...? Kopfwäsche und Wasserwellen, oder ist heute auch Färben an der Reihe?»

Die Kundin, vorübergehend abgelenkt, lehnte sich vor und prüfte aufmerksam ihr Haar.

«Ich denke, wir können es noch eine Woche verschieben.» Dann richtete sie ihre Blicke wieder auf Jane. «Sagen Sie: Sind Sie nicht das Mädchen, das gestern vor den Geschworenen als Zeugin erschien – das Mädchen, das in dem Flugzeug saß?»

«Ja, Madame.»

«Oh, wie aufregend! Wie schrecklich aufregend! Erzählen Sie doch, wie es war.»

Jane Grey tat ihr Bestes.

«Ja, Madame, es war alles furchtbar, wirklich...»

Sie begann eine lebhafte Schilderung, beantwortete sämtliche Fragen. Wie hatte die alte Französin ausgesehen? Entsprach es den Tatsachen, dass sich zwei französische Detektive in dem Flugzeug befanden und dass hinter dem Ganzen wieder ein französischer Regierungsskandal steckte? Und Lady Horbury? War sie wirklich so schön, wie man behauptete? Wer hatte ihrer Meinung nach den Mord begangen? Es hieß ja auch, die Sache solle vertuscht werden, aus irgendwelchen politischen Gründen... ob das wohl stimmte?

Dieses erste Verhör war nur der Vorläufer von vielen anderen. Jede den Salon betretende Dame wünschte, von «dem Mädchen, das in dem Flugzeug saß», bedient zu werden. Jede sagte hinterher zu ihren Freundinnen: «Liebste, stellen Sie sich vor, das Fräulein bei meinem Friseur ist das betreffende Mädchen... Wie? Ja, selbstverständlich. Ich würde Ihnen unbedingt raten hinzugehen. Mr Antoine versteht sein Fach... Jeanne heißt sie, glaube ich. Ein nettes kleines Ding mit großen Augen. Wenn Sie sie freundlich bitten, wird sie Ihnen alles ausführlich berichten...»

Ende der Woche fühlte Jane Grey, dass ihre Nerven zu leiden begannen, und manchmal, wenn sie das schon so oft Wiederholte von neuem herleiern musste, hätte sie losschreien oder dem jeweiligen Plagegeist den Föhn ins Gesicht werfen mögen.

Schließlich aber verfiel sie auf ein besseres Mittel, ihren Gefühlen Luft zu machen. Sie ging zu Mr Antoine und forderte kühn eine Gehaltserhöhung.

«Das wagen Sie?», tobte er los. «Sie haben die Unverschämtheit, mehr zu verlangen, obwohl ich Sie nur aus Großmut behalte? Sie, die in einen Mordfall verwickelt

sind? Viele Menschen, weniger gütig als ich, würden Sie umgehend entlassen haben.»

«Reden Sie keinen Unsinn», erwiderte Jane kaltblütig, «ich bin eine Zugkraft in diesem Salon, und das wissen Sie sehr genau. Wenn Sie wünschen, dass ich gehe, so gehe ich. Bei Prunier oder drüben bei Pierre Richet wird man mir ohne weiteres den verlangten Lohn zahlen.»

«Und woher sollen die Kunden erfahren, dass Sie zur Konkurrenz gegangen sind?»

«Ich habe bei der Voruntersuchung zwei Reporter kennen gelernt, die schon dafür sorgen würden, dass es bekannt wird.»

Und weil Mr Antoine fürchtete, es könne sich so verhalten, bewilligte er brummend Janes Forderungen. Gladys gratulierte ihrer Freundin von Herzen.

«Gut gemacht, Kindchen», lachte sie. «Diesmal hat Antoine den Kürzeren gezogen. Wenn ein Mädchen sich nicht selbst hilft, ist es verloren. Jane, ich bewundere dich!»

«Oh, ich lasse mich nicht unterkriegen», versicherte Jane, ihr kleines Kinn kampflustig reckend. «Ich habe stets allein für mich sorgen müssen.»

«Und das ist manchmal verdammt schwer. Zeig dem Alten nur weiterhin die Zähne. Schwäche führt in diesem Leben zu nichts – aber Gott sei Dank kranken weder du noch ich daran.» Nach diesem Zwischenfall gab Jane Grey ihre Schilderung, die sie täglich mit kleinen Abwandlungen mehrmals wiederholte, wie eine Bühnenrolle. Ihr Versprechen, mit Norman Gale abends essen und ins Theater zu gehen, hatte sie gehalten, und jedes Wort, das an diesen reizenden Abenden zwischen ihnen gewechselt wurde, schien den Gleichklang ihres Fühlens und Denkens zu bestätigen.

Sie liebten Hunde und verabscheuten Katzen. Sie hassten Austern und fanden, dass geräucherter Lachs eine Delikatesse sei. Sie schwärmten für die Garbo und hatten für Katherine Hepburn wenig übrig. Sie mochten keine korpulenten Frauen und bewunderten echtes jettschwarzes Haar. Sie verwarfen hochrot gefärbte Fingernägel, hegten Widerwillen gegen laute Stimmen und geräuschvolle Restaurants und zogen Autobusse der U-Bahn vor. Es grenzte fast an ein Wunder, dass zwei Wesen in so vielen Punkten derart übereinstimmen konnten.

Eines Tages, als sie in Mr Antoines Salon ihre Tasche öffnete, fiel ein Brief von Norman heraus, den sie, leicht errötend, rasch aufhob. Doch für Gladys war es nicht rasch genug gewesen.

«Wer ist dein Freund, Jane?»

«Ich verstehe nicht, was du meinst», erwiderte Jane Grey.

«Flunkere nicht! Als ob du mir weismachen könntest, dass der Brief vom Großonkel deiner Mutter wäre! Ich bin doch nicht erst gestern geboren. Wer ist es, Jane?»

«Ein... Mann, den ich in Le Pinet traf. Ein Zahnarzt.»

«Zahnarzt», sagte Gladys abfällig. «Ich hoffe, dass er dann wenigstens sehr weiße Zähne und ein sympathisches Lächeln hat.»

Jane Grey versicherte, dass dies der Fall sei. «Außerdem hat er ein braunes Gesicht und leuchtend blaue Augen», ergänzte sie.

«Ein braunes Gesicht kann jeder haben», belehrte Gladys die jüngere Freundin. «Es kann von der Seeluft, aber auch aus der Tube stammen. Leuchtend blaue Augen... na, das klingt schon besser. Aber Zahnarzt? Ich an deiner Stelle hätte, wenn er mich küsst, immer das Gefühl, dass er gleich sagen würde: «Bitte, öffnen Sie den Mund etwas weiter!»»

«Sei nicht albern, Gladys.»

«Und sei du nicht so empfindlich, mein Kind... Ja, Mr Antoine, ich komme schon... Eingebildeter Pinsel! Hetzt uns in der Gegend rum, als wäre er Gott der Allmächtige.»

In besagtem Brief schlug Norman Gale ein gemeinsames Dinner am Samstagabend vor. Zur Mittagsstunde, als Jane ihr erhöhtes Gehalt in Empfang nahm, war sie in so gehobener Stimmung, dass sie beschloss, sich den Luxus eines Mittagessens im Corner House zu leisten, wo Geigenklänge ihr Mahl begleiten würden.

Sie nahm an einem Tisch Platz, an dem schon eine Dame vorgerückten Alters und ein junger Mann saßen. Die Dame, mit ihrer Mahlzeit fast fertig, rief schon bald den Kellner, zahlte, raffte eine Menge Pakete zusammen und brach auf.

Jane las, ihrer Gewohnheit getreu, während des Essens in einem Buch. Als sie eine Seite umblätterte, fiel ihr Blick zufällig auf den jungen Mann, der sie gespannt ansah. Jetzt neigte er sich ein wenig zu ihr herüber.

«Verzeihung, Mademoiselle, erkennen Sie mich nicht? Es ist wahr, wir sind einander nicht vorgestellt worden, sofern man Mord und gemeinsame Zeugenaussage vor den Geschworenen nicht Vorstellung nennen will.»

Jane betrachtete den jungen Mann aufmerksamer. Er hatte ein offenes, jugenhaftes Gesicht, das mehr durch seine ungemeine Beweglichkeit als durch Schönheit fesselte.

«Natürlich», sagte sie. «Wie dumm von mir! Sie sind...»

«Jean Dupont.»

Durch Janes Hirn zuckte die Erinnerung an einen Ausspruch Gladys', der sich vielleicht nicht durch übergroßes Feingefühl auszeichnete: «Wenn dir ein Mann nachläuft, kannst du sicher sein, dass sich bald noch ein zweiter

einfindet. Das scheint so eine Art Naturgesetz zu sein. Bisweilen sind es drei oder vier.»

In Jane Greys strengem, arbeitsreichem Leben war bisher für Freunde kein Platz gewesen; doch nun tauchten sie offenbar von allen Seiten auf. Denn Duponts Gesicht, das sich über den schmalen Tisch beugte, zeigte mehr als nur höfliches Interesse. Jean Dupont gefiel es, dass er Jane gegenüber saß. Ja, er war sogar hochofrend darüber.

«Sie sind also noch in England», sagte das junge Mädchen und verwünschte sofort im Stillen diese alberne Bemerkung.

«Ja. Mein Vater hat in Edinburgh einen Vortrag gehalten, und wir blieben dann noch bei Freunden. Aber jetzt – morgen – kehren wir nach Frankreich zurück.»

«Ah ja.»

«Hat die Polizei übrigens noch niemanden verhaftet?»

«Nein. Die Zeitungen erwähnen den Fall letztthin überhaupt nicht mehr. Vielleicht gibt die Polizei die Suche auf.»

«Das glaube ich nie und nimmer. Sie arbeitet im Dunkeln», meinte er mit einer ausdrucksvollen Geste.

«Nicht so», verwies Jane ihn. «Da bekommt man ja eine Gänsehaut.»

«Ja, es ist scheußlich, in nächster Nähe gewesen zu sein, als ein Mord verübt wurde... Und ich saß noch näher als Sie, Mademoiselle. Viel näher!»

«Wer das Verbrechen wohl begangen hat? Ich habe wieder und wieder darüber nachgegrübelt.»

Jean Dupont zuckte die Schultern. «Ich bin es nicht gewesen. Sie war zu hässlich.»

«Nun, ich vermute, Sie würden eher eine hässliche Frau töten als eine gut aussehende.»

«Keineswegs. Wenn eine Frau hübsch ist, liebt man sie... sie behandelt einen schlecht... sie macht einen eifersüchtig, verrückt vor Eifersucht. Schön, ich werde sie töten; das wird eine Befriedigung sein, sagt man sich.»

«Und ist es eine Befriedigung?»

«Das weiß ich nicht, Mademoiselle, weil ich es noch nicht ausprobiert habe.» Er lachte und schüttelte dann den Kopf. «Doch wer wird sich die Mühe machen, eine hässliche alte Frau wie die Giselle zu töten?»

«Wenn man bedenkt, dass sie auch einmal jung und vielleicht sogar hübsch gewesen ist!», sagte Jane trübe.

«Ja. Dass Frauen altern, ist die große Tragödie des Lebens.»

«Sie scheinen viel über Frauen und ihr Aussehen nachzudenken, Monsieur Dupont.»

«Natürlich. Das mutet Sie seltsam an, weil Sie Engländerin sind. Ein Engländer denkt zuerst an seine Arbeit, seine Stellung, dann an seinen Sport und ganz, ganz zuletzt an seine Frau. Ja, ja, so verhält es sich. Ich lernte in einem kleinen syrischen Hotel einen Engländer kennen, dessen Gattin schwer erkrankt war. Er selbst musste an einem bestimmten Tag irgendwo im Irak sein. Nun, ob Sie es glauben oder nicht: Er verließ seine schwer kranke Frau, um rechtzeitig «seinen Dienst anzutreten». Und sowohl er als auch die Frau fanden das ganz selbstverständlich, hielten es für edelmütig, selbstlos. Aber der Doktor, der kein Engländer war, nannte ihn einen Barbaren. Eine Frau, ein menschliches Wesen – das sollte an erster Stelle stehen; seinem Beruf nachzugehen ist viel weniger wichtig.»

«Ich meine, die Arbeit geht vor.»

«Warum, Mademoiselle? Sehen Sie, Sie stehen auf demselben Standpunkt wie die beiden. Doch nun hören Sie meine Auffassung. Durch Verrichtung seiner Arbeit ver-

dient man Geld; durch Verwöhnen seiner Frau gibt man es aus – mithin ist das letztere viel nobler als das erste.»

Jane lachte.

«Nebenbei bemerkt», fuhr er fort, «war es für mich, der ich erst zum zweiten Mal in England bin, neulich bei der Verhandlung sehr interessant, drei junge und reizende Frauen zu studieren, von denen keine der anderen gleich.»

«Und welche Meinung hegen Sie von uns dreien?», fragte das junge Mädchen belustigt.

«Jene Lady Horbury – pah, den Typ kenne ich gut! Er ist sehr international und sehr, sehr kostspielig. Sie finden ihn rund um die Bakkarattische... das weiche Antlitz... den harten Ausdruck... und Sie wissen genau, was in fünfzehn Jahren daraus geworden sein wird. Lady Horbury lechzt nach Sensationen. Spiel mit hohem Einsatz, vielleicht auch Rauschgift, sonst ist sie uninteressant.»

«Und Miss Kerr?»

«Miss Kerr ist englisch bis auf die Knochen. Sie gehört zu jenem Menschenschlag, dem jeder Ladeninhaber an der Riviera Kredit gewähren würde. Und unsere Geschäftsleute sind scharfsinnig. Miss Kerrs Kleidung, obwohl im Schnitt erstklassig, hat etwas Männliches, Miss Kerr schreitet dahin, als gehöre ihr der Erdball. Nicht, dass sie eingebildet wäre – nein, sie ist eben eine Engländerin.»

«Und ich...?»

«Sie? Da sagte ich zu mir: Wie nett, wie furchtbar nett würde es sein, wenn ich sie eines Tages wiedersähe! Und nun sitze ich Ihnen wahrhaftig gegenüber. Bisweilen meinen die Götter es gut mit uns Sterblichen.»

«Sie sind Archäologe, nicht wahr?», lenkte Jane ab. «Sie beschäftigen sich mit Ausgrabungen?»

Und mit ungeteilter Aufmerksamkeit lauschte sie, während Jean Dupont von seiner Arbeit erzählte.

«Wie viele Länder Sie kennen gelernt haben, wie viel Sie gesehen haben!», rief Jane schließlich mit einem kleinen Seufzer. «Ich dagegen werde nie von hier fortkommen und nie etwas sehen.»

«Locken Sie denn jene wilden, unzivilisierten Teile der Erde? Bedenken Sie, dort können Sie Ihr Haar nicht legen lassen.»

«Das hat die Natur besorgt, nicht der Friseur», erklärte Jane lachend. Plötzlich aber schaute sie auf die Uhr und verlangte hastig die Rechnung.

Jean Dupont malte, ein wenig verwirrt, Hieroglyphen auf das Tischtuch.

«Mademoiselle, würden Sie es als Zudringlichkeit auffassen, wenn ich Sie bitte, heute Abend mit mir zu speisen? Wie ich Ihnen sagte, fahre ich morgen nach Frankreich zurück.»

«Das tut mir leid – ich habe schon eine Verabredung.»

«Oh, wie schade! Werden Sie bald wieder nach Paris kommen?»

«Kaum.»

«Und ich weiß nicht, wann ich wieder nach London komme! Es ist traurig!»

Einen Augenblick hielt er Janes Hand fest in der seinen. «Trotzdem hoffe ich auf ein Wiedersehen, Mademoiselle», sagte er, und es klang, als meine er es ehrlich.

Um die Zeit, als Jane Mr Antoines Geschäft verließ, sprach Norman Gale in fürsorglichem Ton zu seiner Patientin. «Diese Stelle ist etwas empfindlich... Sagen Sie es mir, wenn ich Ihnen wehtue.»

Seine erfahrene Hand führte den elektrischen Bohrer. «So, nun ist's schon vorüber! Miss Ross?»

Mary Ross, dicht neben ihm stehend, rührte auf einer Platte eine kleine weiße Mischung, mit der Gale den kranken Zahn füllte.

«Passt es Ihnen, wenn Sie wegen der übrigen Plomben Dienstag wiederkommen?», fragte der junge Mann, als er mit der Behandlung fertig war.

Seine Patientin ließ, während sie sich emsig den Mund ausspülte, eine fließende Erklärung vom Stapel. Sie verreise leider... sie bedaure unendlich, aber gegenwärtig vermöge sie noch keine feste Verabredung zu treffen. Ja, gewiss, sie würde Bescheid geben, wenn sie zurückgekehrt sei.

Und eiligst flüchtete sie aus dem Zimmer.

«So, das ist alles für heute, Miss Ross.»

«Lady Higginson rief vorhin an: Sie könne nächste Woche nicht zur Behandlung kommen», berichtete die Assistentin. «Und einen neuen Termin wollte sie nicht vereinbaren. Oh... ich vergaß. Auch Colonel Blunt hat abge sagt.»

Norman Gale nickte verbissen. Jeden Tag das Gleiche. Die Leute riefen an, warfen unter allerhand Vorwänden

und Entschuldigungen die Verabredungen über den Haufen. Der eine reiste angeblich aufs Land, der andere beabsichtigte nach dem Festland hinüberzufahren, der dritte litt an Schnupfen, während der vierte geschäftliche Termine vorschützte. Aber gleichgültig, welchen Grund sie nannten den wirklichen hatte Norman kurz zuvor, als er den Bohrer ergriff, in den Augen seiner letzten Patientin gelesen: eine jähe, panische Angst!

Er wäre imstande gewesen, die Gedanken der Frau niederzuschreiben. «Richtig, er saß ja in dem Flugzeug, als jene Französin ermordet wurde... Mein Gott, es passieren ja die seltsamsten Dinge. Häufig hört man von Menschen, die plötzlich den Verstand verlieren und die sinnlosesten Verbrechen begehen. Es ist wirklich nicht ungefährlich, sich von ihm behandeln zu lassen. Der Mann kann ein blutdürstiger Irrer sein. Äußerlich soll man es ihnen ja gar nicht anmerken... Und dennoch – ich glaube, dieses eigenartige Flackern in seinem Auge hat mich schon manchmal stutzig gemacht...»

«Dann werden wir allem Anschein nach eine sehr ruhige Woche vor uns haben. Miss Ross», sagte Norman Gale.

«Ja. Es haben eine Menge Patienten abgesagt. Oh, Mr Gale, auch die restlichen genügen; Sie haben ohnehin im Sommer zu viel gearbeitet.»

«Jetzt im Herbst laufe ich aber keine Gefahr, mich zu überanstrengen, wie?»

Miss Ross antwortete nicht sofort, und dann rettete sie das Telefon, das draußen im Vorzimmer läutete, vor einer Antwort. Sie ging hinaus, um den Hörer abzunehmen.

Allein geblieben, warf Gale einige Instrumente in den Sterilisator und führte dabei ein Selbstgespräch. «Warum die Sachlage beschönigen? Mir hat der Tod dieser Französin beruflich großen Schaden gebracht. Jane hingegen genützt. Absichtlich rennen die Frauen in Antoines Salon,

um sie anzuglotzen. Na ja, auch unter gewöhnlichen Umständen kommt man sich scheußlich hilflos vor, wenn man auf dem Zahnarztstuhl sitzt!

Was für eine wunderliche Sache doch so ein Mord ist! Allerlei nie geahnte Folgen erwachsen daraus...

Aber zurück zu den Tatsachen! Als Zahnarzt schein ich vorläufig ausgespielt zu haben... Möchte wissen, wie sich meine Patienten benehmen würden, wenn die Polizei Lady Horbury verhaftete? Ob sie wieder angelaufen kämen? Schwer zu entscheiden... Aber was kümmert es mich...? Oh, es kümmert mich schon – um Janes willen. Jane ist entzückend. Ich brauche sie zu meinem Glück. Und ich kann sie nicht besitzen – noch nicht... Eine verdammte Lage!» Er lächelte. «Ich fühle, es wird noch alles gut werden... sie mag mich. Sie wird warten. Ja, ich sollte nach Kanada auswandern und dort Geld machen.»

Jetzt kehrte Miss Ross zurück.

«Es war Mrs Lorrie. Zu ihrem Bedauern...»

«... meinetwegen mag sie sich zum Teufel scheren», fiel Gale ihr ins Wort. «Es leben die Ratten! Es wird hohe Zeit für Sie, Miss Ross, sich nach einem anderen Posten umzusehen; dies hier scheint mir ein sinkendes Schiff zu sein.»

«Oh, Mr Gale, ich denke nicht daran, Sie zu verlassen.»

«Gutes Mädchen! Sie sind also keine Ratte. Aber ernsthaft: Wenn dieser Fall nicht bald geklärt wird, bin ich erledigt.»

Als er am selben Abend mit Jane beim Dinner saß, behauptete er, er befinde sich in ausgezeichnete Stimmung. Aber Janes scharfe Augen ließen sich nicht täuschen. Sie bemerkte plötzliche Augenblicke von Geistesabwesenheit, die kleine Falte, die sich zwischen seine Brauen schob, die harte Linie um den Mund.

«Norman, geht die Praxis nicht gut?», forschte Jane endlich. Er streifte sie mit einem raschen Blick und sah dann fort.

«Nun, nicht allzu gut. Es ist die stille Jahreszeit.»

«Seien Sie nicht so einfältig!», stieß sie hervor.

«Jane!»

«Ja, es ist mein Ernst. Bilden Sie sich ein, ich spürte nicht, wie niedergeschlagen Sie sind?»

«Ich bin nicht niedergeschlagen. Nur verärgert, weil die Leute ihre Zähne nicht von einem eventuellen Mörder behandeln lassen wollen.»

«Wie grausam!»

«Ja, Jane. Ich bin nämlich ein ganz guter Zahnarzt, und ein Mörder bin ich nicht.»

«Es ist gemein, wie die Leute sich benehmen!», entrüstete sich das junge Mädchen. «Irgendjemand müsste etwas dagegen tun.»

«So etwas Ähnliches sagte heute Vormittag auch meine Assistentin Miss Ross.»

«Wie sieht sie aus?»

«Miss Ross?»

«Ja.»

«Oh – ich weiß nicht recht. Große, starke Knochen, eine Nase wie ein Schaukelpferd. Dazu ungemein gewissenhaft.»

«Nun, das klingt ja ganz nett», sagte Jane gnädig.

Norman Gale freute sich über seine Diplomatie. Mary Ross war in Wirklichkeit gar nicht so knochig, außerdem hatte sie ein sehr apartes Gesicht, umrahmt von rotem Haar. Doch Norman empfand sehr richtig, dass es besser war, das nicht zu erwähnen.

«Ich möchte selber etwas tun», gestand er, auf Janes frühere Bemerkung zurückgreifend, «möchte etwas entdecken oder jemanden beschatten.»

Plötzlich zupfte Jane ihn am Ärmel.

«Da drüben sitzt Mr Clancy, der Schriftsteller. Ihn könnten wir ja beschatten.»

«Und das Kino?»

«Ich pfeife auf das Kino», erklärte Jane Grey, indem sie unwillkürlich in die Tonart ihrer Freundin Gladys verfiel. «Wer weiß, vielleicht kundschaften wir etwas aus.»

Ihr Eifer wirkte ansteckend, und nach kurzer Beratung beschlossen sie, gleich zu zahlen, damit sie nicht unnötig aufgehalten würden, wenn Mr Clancy aufstünde. Als der kleine Mann sich dann endlich erhob und in die Dean Street hinaustrat, folgten ihm Norman und Jane tatsächlich ziemlich dicht auf den Fersen.

«Für den Fall, dass er ein Taxi nimmt», erläuterte das Mädchen.

Mr Clancy nahm jedoch kein Taxi. Den Mantel über den Arm gelegt, wanderte er durch Londons Straßen. Sein Gang war etwas fahrig. Bisweilen bewegte er sich mit eiligem Schritt vorwärts, bisweilen verlangsamte er das Tempo derart, dass er kaum noch vom Fleck kam. Einmal, kurz bevor er eine Straße überquerte, stand er still, den einen Fuß frei schwebend über dem Rinnstein, und erinnerte in dieser Stellung an eine Zeitlupenaufnahme.

Auch seine Richtung war irritierend. Zum Beispiel bog er einmal so oft hintereinander nach rechts ab, dass er dieselbe Straße zweimal entlangging. Janes Hoffnungsbarometer stieg.

«Er fürchtet, verfolgt zu werden, und versucht deshalb, uns abzuschütteln», sagte sie erregt.

«Glauben Sie?»

«Bestimmt. Niemand würde sich so in Kreisen bewegen.»

«Oh!»

Sie waren ziemlich schnell um eine Ecke gebogen und wären beinahe auf ihr Wild geprallt. Mr Clancy verharrte breitbeinig vor einem Fleischerladen, der allerdings geschlossen war. Aber irgendetwas oberhalb des ersten Stockwerks schien des Schriftstellers Aufmerksamkeit zu fesseln. «Famos!», stieß er laut hervor. «Welch ein Glück!»

Schnell nahm er ein kleines Buch und schrieb sehr sorgfältig etwas auf, wobei der Mantel ins Rutschen kam und fortan auf dem Boden schleifte. Dann ging er weiter, nunmehr in munterem, flottem Schritt, zu dem eine leise gesummte Melodie den Takt angab. Endgültig schlug Mr Clancy jetzt die Richtung nach Bloomsbury ein. Manchmal, wenn er den Kopf seitwärts wandte, konnten die Verfolger erkennen, wie er die Lippen bewegte.

«Der ist vollkommen durcheinander», erklärte Jane Grey. «Er redet mit sich selbst, ohne es zu wissen.»

Als er an einer Ampel wartete, standen Norman und Jane neben ihm. Tatsächlich – Mr Clancy sprach mit sich selbst. Sein Gesicht sah weiß und abgespannt aus, und deutlich fing das Paar einige der gemurmelten Worte auf: «Warum sagt sie nichts? Warum? Es muss ein Grund vorliegen...»

Die Ampel strahlte jetzt grün. Kaum stand der kleine Autor auf dem jenseitigen Bürgersteig, knurrte er: «Endlich sehe ich klar. Natürlich! Schon deshalb muss sie mundtot gemacht werden.»

Vor Aufregung kniff Jane ihren Begleiter heftig in den Arm.

Nun raste Mr Clancy mit Siebenmeilenstiefeln weiter, die beiden Menschen, die ihm ständig auf den Fersen blieben, offenbar gar nicht bemerkend. Und stetig schleif-

te der Mantel über das Pflaster dahin. Schließlich – mit verwirrender Plötzlichkeit – machte der Kleine vor einem Haus halt, schloss die Tür auf und verschwand im Innern.

Norman und Jane schauten sich an.

«Es ist sein eigenes Haus, Cardington Square 47. Er nannte die Adresse bei der Verhandlung.»

«Vielleicht wird er noch einmal herauskommen», meinte Jane. «Und wenn nicht, so haben wir immerhin etwas gehört. Irgendjemand, eine Frau, soll mundtot gemacht werden, und irgendeine andere Frau will nicht sprechen. Oh, Norman, es klingt beinahe wie eine Kriminalgeschichte.»

Da kam eine Stimme aus der Dunkelheit. «Guten Abend», wünschte sie... Norman und Jane prallten zurück.

Der Eigentümer dieser Stimme trat aus dem Schatten hervor, zwei mächtige Schnurrbartenden zeigten sich im Licht der Straßenlaterne.

«*Eh bien*», lächelte Hercule Poirot, «ein schöner Abend für eine Verfolgungsjagd, nicht wahr?»

Von den beiden überraschten jungen Menschen fasste sich Norman Gale zuerst. «Oh, Sie sind es, Monsieur... Monsieur Poirot! Versuchen Sie noch immer, sich von dem Verdacht zu reinigen?»

«Sieh da! Sie erinnern sich unserer kleinen Unterhaltung? Und ausgerechnet den armen Mr Clancy verdächtigen Sie?»

«Sie ebenfalls», sagte Jane schlagfertig. «Sonst wären Sie ja nicht hier.»

Er betrachtete ruhig ihr junges, frisches Gesicht. «Haben Sie je über Mord nachgedacht, Mademoiselle? Über Mord im Allgemeinen? Kaltblütig und leidenschaftslos?»

«Bis vor kurzem habe ich mich wohl nie damit beschäftigt.»

Hercule Poirot nickte.

«Ja, und jetzt denken Sie daran, weil ein Mord Sie persönlich berührt hat. Doch ich, Mademoiselle, ich hatte viele Jahre mit Verbrechen zu tun und habe meine eigene Art, die Dinge zu sehen. Was würden Sie hauptsächlich im Auge haben, wenn Sie einen Mord aufzuklären versuchten?»

«Den Mörder zu finden», sagte Jane Grey.

«Die Gerechtigkeit», sagte Gale.

Der Belgier schüttelte den Kopf. «Es gibt wichtigere Dinge, als den Mörder zu finden. Gerechtigkeit ist ein schönes Wort, doch bisweilen fällt es schwer, genau zu

erläutern, was man damit meint. Meiner Ansicht nach ist das Wichtigste, den Unschuldigen zu entlasten.»

«Das versteht sich von selbst», erwiderte das junge Mädchen. «Wenn jemand angeklagt wird...»

«Nicht einmal das. Es braucht gar keine Anklage vorzuliegen. Aber bis eine Person eindeutig der Schuld überführt wurde, läuft jeder andere, der mit dem Verbrechen in Verbindung steht, Gefahr, mehr oder weniger darunter zu leiden.»

«Wie wahr das ist!», pflichtete Gale ihm aus tiefster Seele bei. Und Jane ergänzte: «Als ob wir das nicht am besten wüssten!»

«Aha!» Poirot blickte von einem zum anderen. «Also haben Sie es bereits am eigenen Leibe gespürt?» Dann sagte er kurz: «Zur Sache! Da unsere Ziele die gleichen sind, wollen wir uns zusammentun. Ich möchte unserem findigen Freund Mr Clancy einen Besuch abstatten und vorschlagen, dass Mademoiselle mich als meine Sekretärin begleitet. Hier sind ein Notizbuch und ein Bleistift zum Stenografieren.»

«Ich kann nicht stenografieren», japste Jane.

«Das schadet nichts. Aber Sie besitzen einen hellen Verstand. Sie können glaubwürdige Bleistiftzeichen in das Buch kritzeln, nicht? Schön. Was Mr Gale anbelangt, so schlage ich vor, dass er uns in etwa einer Stunde wieder trifft. Vielleicht bei «Monseigneur»? In der oberen Etage? *Bon!*» Und obwohl Norman den Mund öffnete, als wolle er Einspruch erheben, schritt Poirot, gefolgt von der etwas verwirrten Jane, auf die Haustür zu und klingelte.

Eine ältere, mürrische Frau in strengem Schwarz öffnete.

«Zu Mr Clancy», sagte Poirot kurz.

«Ihr Name, Sir?»

«Hercule Poirot.»

Die Frau führte sie treppauf.

«Mr Eer Küle Prott», meldete sie, die Tür zu einem Zimmer aufreißend.

Poirot entsann sich sofort der Aussage des Schriftstellers in Croydon, dass er ein ziemlich unordentlicher Mann sei. Das Zimmer – ein langer Raum mit drei Fenstern, alle an der einen Längswand, Regale und Bücherschränke an den anderen – befand sich in einem Zustand des Chaos. Papiere lagen verstreut umher, desgleichen Pappdeckel und Bananen. Bierflaschen mussten sich mit aufgeschlagenen Büchern vertragen, Sofakissen mit einer Posaune, Porzellan mit Radierungen. Doch vor allem besaß Mr Clancy ein erstaunliches Sortiment an Füllfederhaltern.

Augenblicklich kämpfte er inmitten dieses Durcheinanders mit einem Fotoapparat und einem Film.

«Du meine Güte!», sagte Mr Clancy, als der Besucher gemeldet wurde. Er stellte den Apparat auf den Tisch, und prompt fiel der Film auf den Fußboden und entrollte sich, während der Hausherr sich der Tür zuwandte.

«Sehr erfreut, Sie zu sehen.»

«Hoffentlich erinnern Sie sich an mich», sagte Poirot. «Dies ist meine Sekretärin, Miss Grey.»

«Willkommen, Miss Grey.» Er schüttelte ihr die Hand und richtete hierauf das Wort wieder an Hercule Poirot. «Ja, natürlich erinnere ich mich an Sie... wenigstens... wo trafen wir uns doch? War es nicht im Skull-Club?»

«Wir machten zusammen im Flugzeug eine sehr unheilvolle Reise von Paris nach London, Mr Clancy.»

«Richtig, richtig! Und Miss Grey ebenfalls. Nur entsinne ich mich nicht, dass sie Ihre Sekretärin war. Mir schwebt sogar dunkel vor, sie sei in einem Schönheitssalon oder dergleichen tätig.»

Jane schaute Hilfe suchend Poirot an, der sich der Lage aber völlig gewachsen zeigte.

«Ihr Gedächtnis trägt Sie nicht, Mr Clancy. Aber als tüchtige und umsichtige Sekretärin hat Miss Grey bisweilen andere Arbeit, wenn auch vorübergehender Art, zu leisten – Sie verstehen wohl?»

«Gewiss», versicherte der Schriftsteller. «Ich vergaß, dass Sie ja Detektiv sind – ein echter. Kein Mann von Scotland Yard. Nehmen Sie Platz, Miss Grey. Nein, nein, bitte nicht dort. Ich glaube, der Stuhl ist mit Marmelade befleckt. Wenn ich diesen Stapel fortschiebe... O weh, jetzt poltert alles herunter. Na, schadet nichts! Und Sie sitzen am besten hier, Monsieur Poirot. Keine Angst, die Rückenlehne ist nicht wirklich gebrochen; sie knackt nur ein wenig, wenn man sich dagegenlehnt. Vielleicht täten Sie allerdings gut daran, sich nicht allzu fest anzulehnen. Ja, Sie sind Privatdetektiv wie der William Rice meiner Bücher. Das Publikum schätzt meinen William Rice sehr. Er pflegt an seinen Nägeln zu knabbern und eine Menge Bananen zu verzehren. Warum ich ihn im ersten Buch Nägel kauen ließ, weiß ich selbst nicht – es ist doch eine scheußliche Angewohnheit. Aber da ich einmal damit angefangen habe, muss er es in jedem Buch tun. Ein bisschen monoton, wie? Der Einfall mit den Bananen ist besser; den kann man prächtig ausschlachten. Flüchtende Verbrecher zum Beispiel, die auf einer fortgeworfenen Schale ausgleiten. Ich esse selbst viel Bananen, daher vermutlich die Idee. Aber die Nägel beiße ich mir nicht ab. Ein Bier, Monsieur Poirot?»

«Danke, nein.»

Mr Clancy seufzte, setzte sich dann gleichfalls und starrte den kleinen Belgier ernst an.

«Ich errate, weshalb Sie mich aufsuchen. Wegen der Ermordung von Madame Giselle. Wieder und wieder habe ich darüber nachgegrübelt. Sie mögen sagen, was Sie

wollen: Es bleibt erstaunlich. Ein vergifteter Pfeil und ein Blasrohr im Flugzeug! Wie ich Ihnen schon erzählte, habe ich das Motiv sowohl in einem Buch als auch in einer Kurzgeschichte verwandt. Natürlich war der Mord auf der «Prometheus» ein entsetzlicher Vorfall, aber er hat mich gepackt.»

«Als Autor, Mr Clancy, nicht wahr? Das verstehe ich durchaus...»

Der Schöpfer von William Rice strahlte.

«Wirklich? Nun, man sollte ja eigentlich meinen, jeder müsse es verstehen, sogar die Behörden. Nichts dergleichen! Argwohn – das ist alles, was ich bei dem Inspektor und den Geschworenen erntete. Da lasse ich mich herbei, der Polizei einen Wink zu geben, damit ich zu guter Letzt von diesen Tröpfchen auch noch verdächtigt werde. Aber ich habe meine Methoden!», lachte Mr Clancy fröhlich auf.

«Methoden? Inwiefern?»

Der Schriftsteller legte seinem Besucher vertraulich die Hand aufs Knie.

«Es ihnen heimzuzahlen, Monsieur Poirot. Ich werde jenen Inspektor – Japp heißt er ja wohl – in meinem nächsten Buch bringen. Ah, sie sollen sehen, wie William Rice mit ihm fertig wird!»

«Zwischen zwei Bananen, sozusagen», flocht Poirot ein.

«Zwischen zwei Bananen – das ist köstlich!» Erneut lachte Mr Clancy.

«Sie haben als Schriftsteller einen großen Vorteil, Monsieur», sagte Hercule Poirot. «Sie können Ihrem Herzen im gedruckten Wort Luft machen und überwinden Ihre Feinde durch die Macht Ihrer Feder.»

«Ja. Im Übrigen komme ich mehr und mehr zu der Überzeugung, dass sich dieser Mordfall als eine wirklich glückliche Angelegenheit für mich erweist. Ich beabsich-

tige, das Ganze genauso zu schreiben, wie es sich zutrug. Als Roman natürlich, mit dem Titel: «Mysterium über dem Kanal.» Genaue Schilderung sämtlicher Passagiere. Oh, das Buch wird sich verkaufen wie warme Semmeln – wenn ich es noch rechtzeitig herausbringen kann.»

«Meinen Sie nicht, dass Ihnen daraus einige Beleidigungsklagen oder Derartiges entstehen werden?», mischte sich Jane zum ersten Mal in das Gespräch, woraufhin Mr Clancy sein strahlendes Gesicht ihr zuwandte.

«Nein, nein, meine Liebe. Freilich, wenn ich einen der Passagiere zum Mörder stempelte – nun ja, dann würde man mich wohl belangen. Doch das Stärkste an dem Buch ist die völlig unerwartete Lösung im letzten Kapitel.»

«Und wie sieht diese Lösung aus?», fragte Poirot eifrig.

«Ah, Sie werden staunen! Als Pilot verkleidet, schleicht sich ein junges Mädchen auf dem Flugplatz Le Bourget auf die «Prometheus» und verbirgt sich unter Madame Giselles Platz. Es hat eine Ampulle des neuesten Gases bei sich, das es entweichen lässt und das die Fluggäste für drei Minuten betäubt. Während dieser Zeit tötet das Mädchen Madame Giselle mit dem vergifteten Dorn und bringt sich durch einen Fallschirmabsprung aus der rückwärtigen Tür in Sicherheit.»

Hercule Poirot und seine angebliche Sekretärin verständigten sich durch einen schnellen Blick.

«Und warum wird die Verbrecherin nicht ebenfalls durch das Gas bewusstlos?», erkundigte sich Jane.

«Gasmasken», erklärte Mr Clancy.

«Soso. Sie springt also in den Kanal hinunter?»

«Es braucht ja nicht der Kanal zu sein. Ich werde die französische Küste draus machen.»

«Leider könnte sich aber niemand unter dem Sitz verstecken, Mr Clancy, weil der Raum nicht ausreicht.»

«In meinem Flugzeug wird der Raum ausreichen», versetzte der Schriftsteller entschlossen.

«Allerhand!», bewunderte Poirot. «Und die Beweggründe der jungen Dame?»

«Da schwanke ich noch. Wahrscheinlich wurde ihr Geliebter durch die Giselle ruiniert und beging Selbstmord.»

«Und wie verschaffte sie sich das Gift?»

«Ja, das ist überhaupt der Glanzpunkt», begeisterte sich Mr Clancy. «Sie ist nämlich Schlangenbeschwörerin und entzieht das Gift ihrer Liebesschlange.» Der Mann hatte wirklich Fantasie.

«*Mon dieu!*» sagte Poirot, und noch einmal: «*Mon dieu!* Sollte das nicht vielleicht ein bisschen zu sensationell sein?»

«Sie können überhaupt nicht sensationell genug schreiben», belehrte ihn der Schriftsteller. «Besonders, wenn Sie Pfeilgift oder dergleichen zur Sprache bringen. Wollen Sie denn etwa, dass ein Kriminalroman dem wirklichen Leben entspricht? Nehmen Sie doch nur die Berichte aus den Zeitungen – langweilig und trübe wie Gossenwasser!»

«Nicht so stürmisch, Monsieur. Wollen Sie etwa sagen, dass unsere kleine Angelegenheit langweilig wie Gossenwasser sei?»

«Nein, die nicht. Bisweilen kommt sie mir einfach unwirklich vor.»

Poirot rückte den knackenden Stuhl ein wenig näher an den Hausherrn heran, und seine Stimme wurde vertraulich.

«Monsieur Clancy, Sie sind ein Mann mit Hirn und Vorstellungskraft. Die Polizei, die das nicht zu würdigen wusste, ist Ihnen mit Argwohn entgegengetreten, anstatt Sie um Rat zu fragen. Ich aber, ich, Hercule Poirot, wünsche Ihren Rat.»

Mr Clancy wurde puterrot vor Freude. «Oh, das ist sehr nett von Ihnen.»

«Sie haben Kriminologie studiert», führte der kleine Belgier weiter aus. «Ihre Ideen werden wertvoll sein. Es würde mich sehr interessieren zu erfahren, wer Ihrer Meinung nach das Verbrechen verübte.»

«Hm...» Clancy zauderte, streckte mechanisch die Hand nach einer Banane aus und begann zu essen. Dann wiegte er, während der Eifer aus seinem Gesicht schwand, langsam den Kopf. «Sehen Sie, Monsieur Poirot, da gibt es einen grundlegenden Unterschied. Wenn Sie schreiben, können Sie alles nach Belieben drehen und wenden, während im wirklichen Leben eine wirkliche Person vorhanden ist. Sie haben keine Macht über die Tatsachen. Ehrlich gestanden fürchte ich, dass ich als wirklicher Detektiv nicht das Geringste tauge.»

Und traurig warf er die Bananenschale in den Kamin.

«Finde heraus, wem das Verbrechen nützt, heißt im Allgemeinen meine Losung.»

«Die sicher ausgezeichnet ist», ergänzte der Schriftsteller.

«Doch in diesem Falle stößt man auch hier auf Schwierigkeiten. Das Vermögen der Giselle soll, so habe ich gehört, eine Tochter erben. Nichtsdestoweniger könnte ihr Tod auch einigen Fluggästen Vorteil bringen – sofern sie ihr nämlich Geld schuldeten und sich außer Stande sahen, es zurückzuzahlen.»

«Sehr richtig. Allein es gibt auch noch andere Lösungen. Nehmen wir einmal an, Madame Giselle habe von einem Mitreisenden etwas gewusst – meinetwegen, um nur ein Beispiel zu nennen, dass er mal einen Mordversuch unternommen hat.»

«Warum denn einen Mordversuch?», fragte Mr Clancy erstaunt. «Was für eine sonderbare Annahme!»

«In diesem Fall muss man an alles denken, Monsieur!»

«Denken nützt nichts. Wissen, darauf kommt es an.»

«Eine sehr treffende Bemerkung, Mr Clancy... Übrigens dies Blasrohr, das Sie kauften...»

«Der Teufel hole jenes Blasrohr! Ich wollte, ich hätte es nie erwähnt.»

«Haben Sie es nicht in der Charing Cross Road gekauft? In welchem Geschäft dort?»

«Es kann Driver gewesen sein, vielleicht aber auch Miller & Smith. Ich weiß es nicht mehr. Das habe ich ja diesem lästigen Inspektor Japp bereits längst gesagt, und er wird es inzwischen wohl nachgeprüft haben.»

«Ich erkundige mich aus einem anderen Grunde», erläuterte Hercule Poirot. «Zwecks Ausführung eines Experiments möchte ich nämlich gern selbst so ein Ding kaufen.»

«Ach so! Aber ob Sie eins finden? Es ist ja schließlich kein Massenartikel.»

«Trotzdem will ich mein Heil versuchen. Vielleicht sind Sie so nett, Miss Grey, sich gleich mal die beiden Firmen zu notieren.»

Jane öffnete das Notizbuch und kritzelte rasch einige, wie sie hoffte, sachgemäß aussehende Schnörkel, um dann – für den Fall, dass Poirots Anweisung echt gewesen sein sollte – die Namen in normaler Schrift auf der anderen Seite des Blattes zu vermerken.

«Und nun habe ich Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen und scheidet mit tausend Dank für Ihre Liebenswürdigkeit.» Poirot erhob sich von seinem knackenden Stuhl.

«Wollen Sie nicht wenigstens noch eine Banane essen?»

«Sie beschämen mich durch Ihre Güte, Monsieur Clancy.»

«Unsinn... Ich fühle mich heute Abend sehr glücklich, und zwar deshalb, weil ich eine Stockung in meiner Arbeit überwunden habe. Ich konnte für den Verbrecher in einer Kurzgeschichte keinen guten Namen finden, und vorhin entdeckte ich einen sehr passenden über dem Schaufenster eines Fleischerladens. Pargiter. Es klingt so lebensecht und wird dem Publikum gefallen.» Er lächelte Jane an. «Ja, ja, Miss Grey, das sind so Nöte eines Autors, von denen Sie nichts ahnen. Ah... Sie müssen mir gestatten, dass ich Ihnen etwas schenke», rief er unvermittelt und schoss an dem jungen Mädchen vorüber auf ein Bücherregal zu. «Hier! «Die scharlachrote Blüte» Ich erwähnte bereits in Croydon, dass es jenes Buch ist, das vom Pfeilgift der Wilden handelt.»

«Darf ich es wirklich annehmen?»

«Natürlich, Miss Grey... Oh, ich sehe, dass Sie nicht die bei uns übliche Pitman-Stenografie benutzen», lenkte er plötzlich ab.

«Miss Grey ist immer auf der Höhe der Zeit», erklärte Poirot rasch, da er Janes Verlegenheit bemerkte. «Sie bedient sich des neuesten, in der Tschechoslowakei entwickelten Systems.»

«Ja? Was für ein erstaunliches Land die Tschechoslowakei doch sein muss! Alles scheint von dorther zu kommen: Schuhe, Gläser, Handschuhe und nun gar auch ein neues stenografisches System. Wirklich erstaunlich. Man kann da auf Großes gefasst sein.»

Er schüttelte den beiden die Hand und beteuerte, es tue ihm ungeheuer leid, dass er ihnen so wenig helfen könne.

Doch als sie draußen waren, lächelte er versonnen hinter ihnen drein.

**E**in Auto brachte sie von Bloomsbury zum Restaurant «Monseigneur», wo Norman Gale sie erwartete.

«Nun?», fragte er, nachdem Poirot dem Kellner seine Wünsche genannt hatte.

«Miss Grey hat sich als erstklassige Sekretärin erwiesen.»

«Im Gegenteil», erwiderte Jane. «Er entdeckte, als er hinter mir vorbeispricht, meine sinnlosen Kritzeleien, was auf eine scharfe Beobachtungsgabe schließen lässt.»

«Nicht wahr, Mademoiselle? Ja, ja, der gute Mr Clancy ist nicht so zerstreut, wie man glauben möchte.»

«Brauchten Sie jene beiden Adressen wirklich, Monsieur Poirot?»

«Ja.»

«Aber wenn die Polizei...»

Hercule Poirot machte eine etwas verächtliche Handbewegung. «Ah, die Polizei! Meine Fragen würden anders lauten als die ihrigen, obwohl ich vorläufig glaube, dass sie überhaupt keine Fragen gestellt hat. Es erscheint ihr vermutlich überflüssig, weil das im Flugzeug gefundene Blasrohr von einem Amerikaner in Paris gekauft wurde.»

«Einem Amerikaner? Aber es befand sich doch gar kein Amerikaner an Bord.»

Poirot lächelte väterlich.

«Ganz recht. Den Amerikaner schickt uns das Schicksal nur, damit die Sache noch verworrener wird.»

«Wurde es tatsächlich von einem Mann gekauft?», mischte sich jetzt Gale ein.

«Ja, von einem Mann», wiederholte der Belgier mit einem rätselhaften Gesichtsausdruck.

«Mr Clancy war es jedenfalls nicht!», sagte Jane. «Er besaß bereits ein Blasrohr, sodass er kein anderes gekauft haben würde.»

«Bravo, Mademoiselle! So muss man vorgehen: Jeden der Reihe nach verdächtigen und ihn alsdann von der Liste streichen.»

«Wie viele haben Sie bis jetzt schon gestrichen?»

«Nicht so viele, wie Sie wahrscheinlich denken, Mademoiselle... Aber sprechen wir jetzt lieber von anderen Dingen. Zum Beispiel, wie dieses Drama auf das Leben meiner beiden jungen Freunde hier eingewirkt hat.»

Jane Grey berichtete von dem Andrang bei Mr Antoine und ihrer sich daraus ergebenden Gehaltserhöhung.

«Also Ihre Lebenslage hat sich gebessert», meinte Poirot, «voraussichtlich jedoch nur für eine gewisse Zeit. Selbst ein Neun-Tage-Wunder währt nicht länger als neun Tage.»

Jane lachte. «Das ist wahr.»

«In meinem Fall wird es, fürchte ich, länger als neun Tage dauern», sagte Norman Gale. Und er erzählte von seinen Erfahrungen.

«Ja, es wird bestimmt länger als neun Tage oder neun Wochen oder gar neun Monate dauern», meinte Poirot, der teilnehmend zugehört hatte, nachdenklich.

«Die Sensation stirbt rasch; Furcht dagegen ist langlebig.»

«Würden Sie mir raten durchzuhalten?»

«Haben Sie denn irgendeinen anderen Plan, Mr Gale?»

«Ja, den ganzen Krempel hinschmeißen und in Kanada oder sonst wo von vorn beginnen.»

«Oh, das dürfen Sie nicht tun!», rief Jane.

Norman schaute ihr in die Augen, während sich Poirot taktvoll seinem gebratenen Hähnchen widmete.

«Ich möchte auch nicht fort», gestand Norman Gale.

«Wenn ich herausfinde, wer Madame Giselle tötete, erübrigt es sich, Mr Gale», sagte Hercule Poirot fröhlich.

«Glauben Sie wirklich, es wird Ihnen gelingen?»

«Mademoiselle!» Der kleine Belgier blickte die Fragerin vorwurfsvoll an. «Wenn man mit Ordnung und Methode an ein Problem herangeht, gibt es keine Schwierigkeit, es zu lösen. Keine!», wiederholte er streng und schwieg dann eine Sekunde. «Freilich – wenn ich Hilfe hätte, würde die Lösung rascher erfolgen.»

«Was für Hilfe?»

Abermals schien Poirot die Antwort zu überlegen.

«Hilfe von Mr Gale», erklärte er langsam. «Und später vielleicht auch von Ihnen, Mademoiselle.»

«Was kann ich tun?», forschte der junge Zahnarzt.

«Was?» Sehr diskret benutzte Poirot einen Zahnstocher. «Also rundheraus: Ich brauche einen Erpresser.»

«Wie bitte?» Norman Gale starrte den älteren Mann an, als habe er nicht richtig gehört.

«Jawohl, einen Erpresser.»

«Aber wofür?»

«*Parbleu*, zum Erpressen.»

«Gewiss, gewiss. Ich meine... warum?»

«Warum? Das ist meine Angelegenheit», erwiderte Poirot ziemlich schroff. Gleich darauf fuhr er in geschäftsmäßigem Ton fort: «Mein Plan ist Folgender: Sie werden einen an die Gräfin Horbury gerichteten Brief schreiben.

Das heißt, ich werde ihn schreiben, und Sie werden ihn abschreiben und den Umschlag mit dem Vermerk «Persönlich» versehen. Sie werden um eine Unterredung bitten, daran erinnern, dass Sie bei einer gewissen Gelegenheit zusammen mit ihr im Flugzeug nach England reisten, und endlich auch andeuten, dass Sie gewisse Daten betreffs Madame Giselles geschäftlicher Verbindungen in Händen haben.»

«Und dann?»

«Dann bewilligt die Dame Ihnen die Unterredung, in deren Verlauf Sie ihr mancherlei sagen und schließlich zehntausend Pfund verlangen werden.»

«Sie sind verrückt!»

«Durchaus nicht», sagte Poirot. «Ich bin vielleicht überspannt, aber nicht verrückt.»

«Und angenommen, Lady Horbury benachrichtigt die Polizei? Dann wandere ich ins Gefängnis.»

«Keine Angst! Sie wird die Polizei nicht benachrichtigen.»

«Das können Sie nicht wissen.»

«Mein Lieber, ich weiß so gut wie alles.»

«Mir gefällt die Sache aber nicht.»

«Sie werden die zehntausend Pfund ja nicht verdienen – wenn das Ihr Gewissen erleichtert», sagte Poirot.

«Trotzdem... verstehen Sie doch, Monsieur Poirot... Ihr Plan kann mich für alle Zeit ruinieren.»

«Die Dame wird nicht zur Polizei laufen – ich versichere es Ihnen.»

«Es genügt, wenn sie es ihrem Gatten mitteilt.»

«Auch ihm wird sie es nicht mitteilen.»

«Egal – mir gefällt es nicht.»

«Gefällt es Ihnen, Ihre Patienten zu verlieren und Ihre Laufbahn gefährdet zu sehen?»

«Nein. Indes...»

Poirot lächelte freundlich.

«Sie spüren einen natürlichen Widerwillen, und außerdem empört sich Ihre Ritterlichkeit. Beides ist begreiflich. Aber glauben Sie mir, dass Lady Horbury diese schönen Gefühle nicht verdient. Sie ist sogar ein ziemlich übler Charakter. Außerdem handelt es sich ja gar nicht um richtige Erpressung. Sie, Mr Gale, sollen lediglich eine gewisse Wirkung hervorrufen. Danach, wenn der Boden vorbereitet ist, greife ich ein.»

«Wenn Sie mich ins Gefängnis bringen...»

«Nein, nein, nein», unterbrach Poirot ihn. «Ich bin in Scotland Yard genügend bekannt, und sollte sich etwas ereignen, so nehme ich die Schuld auf mich. Doch ich wiederhole: Es wird sich nichts anderes ereignen, als was ich prophezeit habe.»

Seufzend gab Norman Gale schließlich allen weiteren Widerstand auf.

«Gehen Sie eigentlich manchmal ins Theater, Mademoiselle?», wandte sich der Belgier plötzlich an Jane.

«Ja, ziemlich oft.»

«Haben Sie zufällig das Stück ‹Tief unten› gesehen?»

«Ja, vor einem Monat. Es ist recht gut.»

«Ein amerikanisches Stück, nicht wahr?»

«Ja.»

«Erinnern Sie sich der Rolle des Harry, die Raymond Barraclough spielt?»

«O ja, ich fand ihn ausgezeichnet.»

«Wirklich? Er versteht also, die Frauen zu fesseln.»

«Unbedingt», gab Jane lachend zu.

«Und als Schauspieler?»

«Ausgezeichnet – ich sagte es ja bereits.»

«Dann muss ich ihn sehen», erklärte Poirot, und das junge Mädchen starrte ihn ganz verduzt an. Was für ein drolliger kleiner Mann! Hopste von einem Gegenstand zum andern wie ein Vogel von Zweig zu Zweig...!

Vielleicht las er ihre Gedanken, denn lächelnd fragte er: «Sie billigen meine Methoden offenbar nicht, Mademoiselle?»

«Sind Sie nicht manchmal etwas sprunghaft?»

«Nein. Ich verfolge meinen Weg logisch.»

«Nun, ich werde niemals begreifen, warum Sie dies oder jenes sagen.»

«Sehr einfach. Um die Leute zum Reden zu bewegen.»

«Und wenn sie nicht wollen?»

«Jeder liebt es, von sich zu sprechen. Aus dieser Erkenntnis schlägt auch mancher Quacksalber Kapital. Er ermutigt die Patienten, zu ihm zu kommen, sich hinzusetzen und ihm allerlei zu erzählen. Wie sie als Zweijährige aus dem Kinderwagen fielen, wie ihre Mutter eine Birne aß und der Saft auf das gelbe Seidenkleid tropfte und wie sie als Baby den Vater am Bart zupften. Und dann sagt er zu ihnen, in Zukunft würden sie nicht mehr an Schlaflosigkeit leiden, und nimmt ihnen zwanzig Shilling ab, die sie ihm gern zahlen, denn sie haben sich ja so gut, so ungewöhnlich gut unterhalten. Und vielleicht schlafen sie danach wirklich besser.»

«Wie lächerlich, Monsieur Poirot!»

«Nein, es ist gar nicht so lächerlich, wie Sie denken, Mademoiselle Jane. Es basiert auf einem grundlegenden Bedürfnis der menschlichen Natur: dem Bedürfnis zu sprechen, sich zu offenbaren. Hängen Sie selbst nicht auch gern Kindheitserinnerungen nach – denken an Ihre Mutter, Ihren Vater?»

«Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen.»

«Ah, das ändert manches. Da hatten Sie sicher nicht viele frohe Stunden.»

«Es war ganz lustig. Wir gehörten nicht zu jenen armen Waisen, die aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden und in scheußlichen roten Mützen und Mänteln herumlaufen müssen.»

«Sind Sie in England aufgewachsen?»

«Nein, in Irland. Unweit Dublin.»

«Ah! Also sind Sie Irin? Daher das dunkle Haar und die blaugrauen Augen, mit dem Blick...»

«... als ob sie mit einem rußigen Finger eingesetzt worden seien», erklärte Norman Gale.

«Wie bitte?»

«Das pflegt man von irischen Augen zu sagen: Sie sind mit einem rußigen Finger eingesetzt worden.»

«Wirklich? Das ist zwar nicht fein ausgedrückt, doch immerhin wird es irgendwie den Tatsachen gerecht.»

Er verbeugte sich vor Jane. «Die Wirkung jedenfalls ist reizend.»

Jane Grey lachte und stand auf.

«Sie werden mir noch den Kopf verdrehen, Monsieur Poirot. Gute Nacht, und Dank für die Einladung. Wenn Norman wegen Erpressung im Gefängnis sitzt, sind Sie zu einer neuen verpflichtet.»

Ein Schatten glitt über Norman Gales Gesicht...

Als Hercule Poirot eine halbe Stunde später heimkehrte, schloss er ein Schubfach auf, dem er eine Liste mit elf Namen entnahm. Vier dieser Namen versah er mit einem kleinen Vermerk. Dann nickte er ein paarmal versonnen.

«Ich glaube, ich weiß es», murmelte er. «Doch ich muss meiner Sache sicher sein. Also weiter!»

**H**enry Mitchell nahm gerade vor einem Teller mit Bratwurst und Kartoffelbrei Platz, als sich ein Besucher einstellte, in dem er überrascht den schnurrbärtigen Herrn erkannte, der jenen verhängnisvollen Flug über den Kanal mitgemacht hatte. Hercule Poirot gab sich sehr leutselig. Er bestand darauf, dass Mr Mitchell sich in seinem Mittagessen nicht stören lasse, zollte Mrs Mitchell, die ihn mit offenem Mund anstarrte, ein anmutiges Kompliment und sank dann etwas erschöpft – denn es sei für die Jahreszeit sehr warm, wie er feststellte – in einen Lehnstuhl. Nach weiteren Bemerkungen über das Wetter kam er dann allmählich auf den Grund seines Besuchs zu sprechen.

«Scotland Yard ist, fürchte ich, bei der Untersuchung dieses Falles an einem toten Punkt angelangt», warf er so nebenbei hin.

«Kein Wunder, Sir», erwiderte der Steward. «Wenn keiner von den Mitreisenden im Flugzeug etwas gesehen hat, wie sollen dann andere hinterher was herausfinden?»

«Nächtelang hat Henry wegen dieser Sache nicht schlafen können», schaltete seine Frau sich ein, woraufhin Mitchell erklärend ergänzte:

«Ich hatte zuerst Angst, ich könnte meine Stellung verlieren. Doch die Gesellschaft hat sich sehr anständig benommen und gibt zu, dass mich keine Schuld trifft.»

«Selbstverständlich trifft dich keine Schuld», bekräftigte die dralle Mrs Mitchell.

«Nun, man hätte mir einen Strick daraus drehen können, dass ich den Tod der Dame nicht früher bemerkte, Ruth. Wenn ich versucht hätte, sie aufzuwecken, als ich bei den übrigen Gästen kassierte...»

«... so wäre damit auch wenig geändert worden», unterbrach Hercule Poirot ihn. «Der Tod ist nach Ansicht der Sachverständigen auf der Stelle eingetreten.»

«Trotzdem lastet die Sache auf mir. Jedes Mal, wenn ich mich zum Dienst begeben, habe ich Beklemmungen. Und dann der Herr von Scotland Yard, Sir, der mich immer und immer wieder fragt, ob sich während des Fluges nichts Ungewöhnliches ereignet hätte! Da wird man ja das Gefühl nicht los, als ob man was vergessen haben müsste. Dabei verlief der Flug ereignislos, bis... bis das Schreckliche geschah.»

«Blasrohre und vergiftete Pfeile – heidnisch nenne ich das!», entrüstete sich Mitchells Gattin.

«Sie haben Recht», sagte Poirot, als habe ihre Bemerkung großen Eindruck auf ihn gemacht. «Ein englischer Mord wird nicht auf diese Weise begangen.»

«Bestimmt nicht, Sir.»

«Ich vermag beinahe zu erraten, aus welchem Teil Englands Sie stammen, Mrs Mitchell.» Monsieur Poirot war bestrickend.

«Aus Dorset, Sir. Nicht weit von Birdgesport. Dort bin ich zuhause.»

«Eine reizende Gegend, Mrs Mitchell.»

«Ja. London hält keinen Vergleich damit aus. Meine Familie ist schon über zweihundert Jahre in Dorset ansässig; es ist mir also sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen.»

«Wie könnte es anders sein!» Jetzt wandte sich der Belgier wieder an Mitchell. «Eins möchte ich Sie noch gern fragen.»

Das Gesicht des Mannes verdüsterte sich.

«Ich habe alles, was ich weiß, gesagt, Sir. Wahrhaftig.»

«Ja, ja. Es handelt sich auch nur um eine Kleinigkeit: War vielleicht irgendetwas auf Madame Giselles Tablett in Unordnung?»

«Sie meinen, als ich sie tot fand?»

«Ja. Die Löffel und Gabeln, das Salzfass oder dergleichen.»

«Nein. Bis auf die Kaffeetassen war außerdem alles abgeräumt. Wenn etwas Verdächtiges da gewesen wäre, hätte es die Polizei bemerkt; sie hat das Flugzeug ja bis zum letzten Winkel durchsucht.»

«Nun, es ist auch nicht wichtig. Gelegentlich werde ich Ihren Kollegen Davis mal fragen.»

«Er hat jetzt Dienst auf den Frühflügen, Sir.»

«Ist ihm die Sache auch so nahe gegangen?»

Mitchell zuckte die Achseln. «Die Jugend, Sir, nimmt alles leichter. Und vielleicht gefällt es ihm sogar, wenn die Leute ihn zu einem Gläschen einladen und er berichten muss.»

«Hat er etwa eine Freundin? Dann wird seine Verbindung mit dem Verbrechen ihn in deren Augen vermutlich sehr interessant machen.»

«Er liebäugelt mit der Tochter des alten Johnson vom «Goldenen Hahn», erzählte Mrs Mitchell. «Aber sie ist ein vernünftiges Mädchen, und es wird ihr eher missfallen, dass in seiner Gegenwart ein Mord geschah.»

«Ein sehr gesunder Standpunkt», meinte Poirot lobend, indem er sich erhob. «Ich danke Ihnen, Mr Mitchell, und bitte Sie, sich nicht mit dummen Gedanken herumzuschlagen. Sie haben keinerlei Grund dazu. Hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen, Mrs Mitchell.»

Als das Ehepaar wieder allein war, sagte der Steward: «Die einfältigen Geschworenen glaubten, er sei der Mörder. Doch wenn mich nicht alles täuscht, gehört er zur Geheimpolizei.»

«Und wenn mich nicht alles täuscht, steckt hinter dem Ganzen eine politische Verschwörung», versetzte die dral-  
le Mrs Mitchell.

Poirot, der erklärt hatte, dass er gelegentlich mit Albert Davis sprechen wollte, tat dies schon wenige Stunden später.

Im Schankzimmer des «Goldenen Hahns», stellte er ihm dieselbe Frage wie dem älteren Kollegen.

«Nein, es war nichts in Unordnung, Sir. Sie meinen um-  
gestürzt oder verschoben, nicht wahr?»

«Ich meine nicht nur das, sondern auch, ob vielleicht etwas fehlte oder ob irgendetwas auf dem Tablett lag, was dort eigentlich nicht hingehörte.»

«Ach so!» Davis spielte versonnen mit dem Fuß seines Glases. «Etwas lag da allerdings – ich bemerkte es beim Aufräumen, als die Polizei mit der Durchsuchung fertig war. Doch vermutlich ist es nebensächlich. Die tote Dame hatte nämlich zwei Teelöffel auf ihrer Untertasse liegen. Dergleichen Versehen geschehen ja manchmal, wenn wir eilig servieren.»

«Fehlte ein Löffel auf der Untertasse eines anderen Pas-  
sagiers?»

«Ich glaube nicht, Sir. Mitchell oder ich, einer von uns beiden, wird wohl irrtümlich zwei Löffel hingelegt haben. Wie gesagt, in der Eile passiert einem so etwas schon mal. Erst vergangene Woche gab ich einem Passagier zwei Fischmesser. Immerhin ist das noch besser, als wenn man was vergisst, denn dann muss man das Servieren unterbrechen und das Vergessene holen.»

«Richtig. Wie gefallen Ihnen eigentlich die französischen Mädchen, Davis?»

«Die englischen sind gut genug für mich, Sir.»

Und Albert Davis lächelte vergnügt einem derben, blonden Mädchen hinter der Theke zu.

**M**r James Ryder war ziemlich überrascht, als ihm eine Visitenkarte mit dem Namen Hercule Poirot gebracht wurde.

Flott gekleidet und eine Blume im Knopfloch, spazierte der kleine Belgier einige Minuten später ins Zimmer.

«Sie werden mir die Störung hoffentlich verzeihen», sagte er. «Es handelt sich um den Tod von Madame Gisselle.»

«Ja? Wollen Sie nicht Platz nehmen? Eine Zigarre gefällig?»

«Vielen Dank, Mr Ryder, aber ich rauche nur meine eigenen Zigaretten. Vielleicht probieren Sie mal eine?»

Ryder betrachtete Poirots dünne Zigaretten etwas kritisch.

«Nein, nein, ich will lieber bei meiner Sorte bleiben. So ein zierliches Ding könnte ich zu leicht verschlucken.»

Er lachte herzlich. «Der Inspektor war übrigens vor ein paar Tagen hier», erzählte er, als seine Zigarre qualmte. «Ich weiß nicht, warum diese Burschen einen nicht endlich in Frieden lassen können.»

«Sie müssen wohl Erkundigungen einziehen», versetzte Hercule Poirot sanft.

«Dann sollen sie sich gefälligst nicht so verdammt beleidigend benehmen», rief Mr Ryder voller Erbitterung.

«Vielleicht sind Sie ein bisschen überempfindlich.»

«Ich befinde mich in einer kitzligen Lage, Monsieur Poirot, weil ich gerade vor der Ermordeten saß. Bei Gott, ich habe mir den Platz nicht ausgesucht, und wenn ich geahnt hätte, dass man diese Frau ermorden würde, wäre ich nicht mit jenem Flugzeug heimgekehrt. Das heißt... vielleicht hätte ich es doch getan.»

«Ist aus dem Schlimmen Gutes erwachsen?», erkundigte sich der Besucher lächelnd.

«Seltsam, dass Sie das sagen, denn in gewisser Weise stimmt es! Ich habe Ärger genug gehabt, habe genügend Andeutungen schlucken müssen. Und warum, frage ich Sie, hängen sich diese Polizisten an mich? Warum gehen sie nicht zu Dr. Bryant und plagen den mit Fragen? Doktoren können sich am leichtesten gefährliche Gifte verschaffen, die kaum Spuren hinterlassen. Wie aber soll ich zu Schlangengift kommen? Das verraten Sie mir bitte mal!»

Hercule Poirot überhörte diese letzte Aufforderung.

«Sie äußerten, dass trotz aller Misshelligkeiten...», begann er und wurde von Mr Ryder unterbrochen.

«O ja, es gab auch eine erfreuliche Seite. Warum soll ich Ihnen verschweigen, dass ich eine hübsche runde Summe von den Zeitungen einstecken konnte? Berichte eines Augenzeugen, verstehen Sie? Freilich war die Fantasie des Journalisten tüchtiger als meine Augen, aber das schadet ja nichts.»

«Es ist interessant, wie ein Verbrechen das Leben von völlig außenstehenden Personen berührt. Nehmen Sie zum Beispiel sich selbst: Ihnen fällt plötzlich ganz unerwartet eine Summe in den Schoß – eine Summe, die Ihnen in dem Moment vielleicht besonders willkommen ist.»

«Geld ist immer willkommen», versetzte James Ryder.

«Gewiss. Manchmal liegt aber ein zwingender Bedarf vor. Aus diesem Grunde begehen Männer Unterschlagungen, fälschen die Bücher...» Er bewegte andeutend die Hände. «Alle möglichen Arten von Verwicklungen entstehen.»

«Lassen Sie uns deswegen nicht trübsinnig werden.»

«Sie haben Recht, Monsieur Ryder. Warum bei der dunklen Seite des Bildes verweilen? Dies Geld kam Ihnen natürlich sehr gelegen, da Ihre Bemühungen, in Paris ein Darlehen zu erhalten, fehlgeschlagen waren.»

«Woher, zum Teufel, wissen Sie das?», fragte James Ryder mürrisch.

Hercule Poirot lächelte.

«Jedenfalls ist es wahr.»

«Wahr ist es allerdings; aber ich lege keinen Wert darauf, dass es bekannt wird.»

«Trauen Sie meiner Verschwiegenheit!»

«Bisweilen entscheidet eine ganz geringfügige Summe über das Geschick eines Mannes», führte Ryder aus. «Eine ganz kleine Summe flüssiges Geld, um ihm über eine Krise hinwegzuhelfen, und wenn er dieses lächerliche Süm্মchen nicht aufbringen kann, dann ist's um seinen Kredit geschehen! Ja, es ist verflucht seltsam. Geld ist seltsam. Kredit ist seltsam. Und am Ende auch das Leben.»

«Sehr richtig.»

«Übrigens, was führt Sie eigentlich zu mir?»

«Eine etwas heikle Sache», erwiderte Poirot. «Es ist mir zu Ohren gekommen – durch Zufall, bei Ausübung meines Berufs, verstehen Sie? –, dass Sie, ungeachtet Ihrer gegenteiligen Aussage, mit dieser Madame Giselle zu tun hatten.»

«Wer wagt das zu behaupten? Es ist eine Lüge – eine hundsgemeine Lüge! Ich habe diese Frau nie gesehen.»

«Nanu? Das ist aber eigenartig!»

«Eigenartig? Nein, eine verdamnte Verleumdung!»

«Regen Sie sich doch nicht so auf», versuchte Poirot den Empörten zu beschwichtigen. «Es muss eine Verwechslung vorliegen.»

«Ich danke für die Verwechslung! Mich mit dieser piekfeinen Geldverleiherin in einem Atem zu nennen...! Damen der Gesellschaft mit Spielschulden – das sind ihre Kunden gewesen.»

Poirot putzte ein nicht sichtbares Stäubchen von seinem Ärmel und erhob sich.

«Nichts für ungut, Monsieur Ryder. Es tut mir aufrichtig leid, dass man mich falsch unterrichtet hat. Tragen Sie es mir nicht nach.» Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete er sich und schritt zur Tür.

Lady Horbury saß in ihrem Schlafzimmer am Grosvenor Square. Goldene Bürsten und Tuben mit Gesichtscreme, Dosen mit verschiedenfarbigem Puder – exquisiter Luxus rund um sie herum. Aber inmitten dieses Luxus saß Cicely Horbury mit trockenen Lippen und einem Gesicht, auf dem das Rouge in hässlichen Flecken hervortrat.

Zum vierten Male las sie den eben erhaltenen Brief.

*Dear Madam!*

*Es betrifft die verstorbene Madame Giselle. Ich habe gewisse Dokumente in Händen, die sich früher im Besitz der Toten befanden. Wenn die Angelegenheit Sie oder Mr Raymond Barraclough interessiert, bin ich gern zu einem Besuch bereit, damit wir die Sache erörtern können.*

*Oder sollten Sie es vorziehen, dass ich deswegen mit Ihrem Gatten verhandle?*

*Ergebenst  
John Robinson*

Blöde, dasselbe wieder und wieder zu lesen... Als ob sich dadurch die Worte und ihre Bedeutung änderten!

Cicely nahm den Umschlag auf – zwei Umschläge. Der erste trug den Vermerk «Persönlich»; auf dem zweiten stand «Privat und sehr vertraulich».

Privat und sehr vertraulich... oh, das Biest! Das Biest...! Und jene verlogene alte Französin, die geschworen hatte, dass alle Anordnungen getroffen seien, um im Falle ihres plötzlichen Ablebens die Kunden zu schützen!

«Möge sie ihre Gemeinheit in der Hölle büßen!», murmelte Cicely. Dann legte sie beide Hände an die Schläfen. «O Gott, meine Nerven... sie halten nicht durch. Nein, das ist nicht anständig, bei Gott nicht.» Ihre zitternde Hand griff nach einer Flasche mit goldenem Verschluss.

«Das wird mich stärken...»

Sie zog das Pulver durch die Nase ein.

Ah, jetzt konnte sie denken! Was tun? Natürlich mit dem Mann sprechen. Woher sie allerdings Geld nehmen sollte – ob sie es in der Carlos Street versuchte?

Doch das hatte Zeit! Zuerst den Mann sehen, herausfinden, was er wusste.

Und so erhob sie sich vom Toilettentisch, setzte sich an den schönen antiken Sekretär und schrieb in ihrer großen, ungelenken Handschrift:

*«Lady Horbury ist geneigt, Mr John Robinson morgen Vormittag um elf Uhr zu empfangen.»*

«Wird es so gehen?», fragte Norman Gale.

«Um Himmels willen!», entsetzte sich Poirot. «Wollen Sie in einem Lustspiel auftreten?»

«Sie sagten doch, eine leichte Verkleidung könnte nichts schaden», entschuldigte sich der junge Zahnarzt verlegen.

Poirot seufzte und zog den andern vor den Spiegel.

«Betrachten Sie sich selbst, mehr verlange ich nicht. Betrachten Sie sich! Möchten Sie Nikolaus spielen für die Kinder? Zugegeben: Ihr Bart ist nicht weiß; nein, er ist schwarz – die Farbe der Schurken. Aber was für ein Bart!

Ein Bart, der zum Himmel schreit! Ein billiger und lächerlich stümperhaft befestigter Bart. Dann bitte die Augenbrauen. Haben Sie denn eine krankhafte Vorliebe für falsche Haare? Man riecht den Klebstoff ja auf mehrere Meter Entfernung. Und wenn Sie glauben, es merke niemand, dass Sie ein Stück Heftpflaster an einem Zahn befestigt haben, so irren Sie sich gewaltig. Mein junger Freund, es ist nicht Ihr Metier – entschieden nicht –, eine Rolle zu spielen.»

«Verzeihung, ich habe ziemlich oft bei Theateraufführungen im Freundeskreis mitgewirkt», versetzte Norman Gale steif.

«Das kann ich mir kaum vorstellen. Oder aber man hat Ihnen hinsichtlich der Kostümierung nicht erlaubt, Ihre eigenen Ideen zu verwirklichen. Selbst im Rampenlicht würde Ihre Erscheinung nicht überzeugend wirken. Am Grosvenor Square jedoch, bei hellem Tageslicht...» Poirot beendigte den Satz durch ein beredtes Achselzucken.

«Nein, mein Freund», begann er von neuem, «Sie sind ein Erpresser, kein Komödiant. Ich wünsche, dass die Gnädige Sie fürchtet und nicht bei Ihrem Anblick vor Lachen stirbt. Mein Urteil verwundert Sie, nicht wahr? Ich kann's nicht ändern. Im gegenwärtigen Augenblick ist nur die Wahrheit dienlich. Gehen Sie nach nebenan ins Badezimmer, und machen Sie mit diesen Narrenposen ein Ende.»

Niedergeschmettert gehorchte Norman Gale. Als er eine Viertelstunde später wieder zum Vorschein kam, das Gesicht vom Frottieren und Schrubben ziegelrot, nickte Hercule Poirot zufrieden.

«*Très bien*. Der Schwank ist vorbei; das ernste Geschäft beginnt. Einen kleinen Schnurrbart will ich Ihnen gestatten; aber ich werde ihn Ihnen selbst anlegen.» Ein Weilchen hantierte er an Normans Oberlippe. «Und jetzt wird

das Haar anders gescheitelt – so! Das genügt. Nun möchte ich hören, ob Sie wenigstens Ihre Sätze können.»

Er lauschte aufmerksam und nickte dann abermals.

«Nicht schlecht! Also los und viel Glück!»

«Das hoffe ich von ganzem Herzen», sagte Gale kleinlaut. «Aber vermutlich erwartet mich ein zornschnaubender Gatte mit ein paar Polizisten.»

«Keine Angst. Alles wird wie am Schnürchen klappen», versicherte Hercule Poirot.

«Wer's glaubt!», murmelte Norman Gale rebellisch. Und mit innerem Widerstreben brach er auf, um die abscheuliche Mission auszuführen.

Am Grosvenor Square wurde er in ein kleines Zimmer geführt, das zwei Minuten später auch Lady Horbury betrat.

Norman riss sich zusammen. Er durfte auf keinen Fall zeigen, dass er ein Neuling in diesem Fach war.

«Mr Robinson?», sagte Cicely.

«Zu Ihren Diensten.» Blöde Antwort, schalt er sich innerlich, genau wie ein Verkäufer. Das macht die Angst.

«Ich bekam Ihren Brief», hörte er Cicely Horburys Stimme.

Norman gab sich einen Ruck. Was? Der alte Narr hatte gemeint, er taue nicht zum Schauspieler...? Und ziemlich frech entgegnete er laut:

«Und wie stellen Sie sich dazu, Lady Horbury?»

«Ich weiß nicht, was Sie meinen.»

«Sie zwingen mich also, Einzelheiten zu erwähnen...? Jedem ist bekannt, wie angenehm ein – na, nennen wir es mal ein Wochenende – an der See sein kann. Aber Ehemänner sind meist anderer Ansicht. Ich glaube, dass Sie ganz genau wissen, Lady Horbury, welche Beweise vorliegen. Eine prachtvolle Frau, die alte Giselle. Gab sich

nie mit halben Sachen ab. Aussagen des Hotelpersonals bilden erstklassiges Beweismaterial. Die Frage ist nur, wer es am meisten braucht: Sie oder Lord Horbury? Wie gesagt, das ist die Frage.»

Cicely Horbury erbehte.

«Ich will nichts als verkaufen», sagte Norman, und seine Stimme wurde um einen Grad gewöhnlicher, als er noch mehr in der Rolle des Mr Robinson aufging. «Wollen Sie kaufen?»

«Wie... wie haben Sie dies... Beweismaterial in die Hand bekommen?» stammelte die junge Frau.

«Das steht hier ja nicht zur Debatte, Lady Horbury. Ich besitze es, das ist das Wesentliche.»

«Ich glaube es Ihnen nicht. Zeigen Sie es mir.»

«O nein.» Mit einem gerissenen Grinsen schüttelte Gale den Kopf. «Wohlweislich habe ich nichts mitgebracht. So grün bin ich nicht. Wenn wir zu einer Einigung gelangen, dann liegt die Sache anders. Ich bin bereit, Ihnen den Kram zu zeigen, ehe Sie mir das Geld aushändigen. Alles, wie es sich gehört!»

«Wie... wie viel?»

«Zehntausend Pfund.»

«Unmöglich. Ich könnte niemals einen Betrag von auch nur annähernd dieser Höhe flüssig machen.»

«Oh, Sie können noch viel mehr, wenn Sie es ernsthaft versuchen!», lachte der Besucher frech. «Juwelen sind vielleicht nicht mehr so begehrt wie früher, doch Perlen sind noch Perlen. Aber um einer Dame gefällig zu sein, will ich mich mit achttausend begnügen. Das ist mein letztes Wort. Und im Übrigen gewähre ich Ihnen zwei Tage Bedenkzeit.»

«Wahrhaftig, ich kann das Geld nicht aufbringen.»

Norman seufzte.

«Nun, vielleicht ist es auch nicht mehr als recht und billig, dass Lord Horbury aufgeklärt wird. Wenn ich nicht irre, erhält eine schuldig geschiedene Frau keinen Unterhalt – und Mr Barraclough ist zwar ein viel versprechender junger Schauspieler, aber Riesengagen bezieht er noch nicht. Jetzt kein Wort mehr! Ich verlasse Sie, damit Sie genügend Zeit zum Überlegen haben. Und wohlgemerkt: Ich scherze nicht. Genauso wenig, wie Madame Giselle zu scherzen pflegte.»

Dann ging er, ehe die Unglückliche auch nur eine Silbe erwidern konnte.

Unten auf der Straße wischte er sich die Stirn.

«Uff! Gott sei Dank, dass es überstanden ist!»

Eine Stunde mochte vergangen sein, als der Diener Lady Horbury eine Karte brachte.

«Mr Hercule Poirot.»

Cicely warf die Karte auf den Tisch. «Wer ist das? Ich kann ihn nicht empfangen.»

«Er sagte, er käme auf Veranlassung von Mr Raymond Barraclough.»

«Oh.» Sie überlegte. «Gut. Führen Sie ihn herein.»

Der Diener verschwand und ließ gleich darauf Poirot eintreten.

Lady Horbury kam ihm einen Schritt entgegen. «Mr Barraclough schickt Sie?»

«Setzen Sie sich, Madame.» Poirots Ton war freundlich, aber bestimmt.

Mechanisch folgte sie seiner Aufforderung, woraufhin Poirot neben ihr Platz nahm.

«Ich bitte Sie, Madame, mich als einen Freund zu betrachten, der gekommen ist, um Ihnen zu raten. Sie befinden sich, das weiß ich, in großer Verlegenheit.»

«Durchaus nicht», leugnete sie schwach.

«Hören Sie, Madame, ich verlange nicht, dass Sie Ihre Geheimnisse preisgeben. Es ist unnötig, da ich ohnehin eingeweiht bin. Ich kannte sie schon vorher. Wissen, Madame – das ist das Wichtigste für einen guten Detektiv.»

«Detektiv?» Ihre Augen weiteten sich. «Oh, jetzt entsinne ich mich: Sie flogen ebenfalls mit der «Prometheus». Sie waren es, der...»

«Ganz recht, Madame, ich war es. Doch zurück zu unserer Angelegenheit. Wie gesagt, ich dringe nicht darauf, dass Sie sich mir anvertrauen. Sie sollen nicht mir erzählen, was geschah, sondern ich will es Ihnen erzählen. Heute Vormittag, vielleicht vor einer Stunde, hatten Sie Besuch. Wie hieß der Mann? Brown vielleicht?»

«Robinson», hauchte Cicely.

«Das kommt auf dasselbe heraus – Brown, Smith, Robinson –, er legt sich bald diesen, bald jenen Namen zu. Zu Ihnen kam er, Madame, um Geld von Ihnen zu erpressen. In seinem Besitz befinden sich gewisse Beweise... Indiskretionen, nicht wahr? Jedenfalls Beweise, die nach Madame Giselles Tod irgendwie in seinen Besitz gelangt sind und die er Ihnen für siebentausend Pfund anbietet.»

«Acht.»

«Also acht. Und Sie, Madame, können diese Summe nur unter größten Schwierigkeiten aufbringen.»

«Ich kann es überhaupt nicht», stieß sie verzweifelt hervor, «denn ich stecke bereits bis zum Hals in Schulden. O Gott, ich weiß nicht, was ich anfangen soll!»

«Beruhigen Sie sich, Madame. Ich biete Ihnen meine Hilfe an.»

«Sie?» Cicely starrte dem kleinen Belgier in die Augen. «Woher wissen Sie das alles überhaupt?»

«Sehr einfach, Madame, weil ich Hercule Poirot bin. *Eh bien*, fürchten Sie sich nicht. Ich werde mit diesem Mr Robinson verhandeln.»

«Ja? Und wie viel fordern Sie dafür?», fragte Lady Horbury.

«Nur eine Fotografie mit Unterschrift, eine Fotografie von einer sehr schönen Dame...»

«Hat denn niemand Erbarmen mit mir?», schrie sie auf. «O Gott, meine Nerven... Ich werde noch verrückt.»

«Nein, nein. Vertrauen Sie Hercule Poirot. Eins allerdings ist nötig: Ich muss die Wahrheit wissen, Madame; Sie dürfen mir nichts verheimlichen.»

«Und Sie werden mich aus dieser Patsche befreien?»

«Ich schwöre Ihnen, dass Sie niemals wieder etwas von Mr Robinson hören werden.»

«Sei es – ich will Ihnen alles gestehen.»

«Gut. Nicht wahr, Sie haben sich von Madame Giselle Geld geborgt?»

Cicely Horbury nickte stumm.

«Wann? Ich meine, wann fing es an?»

«Vor acht Monaten.»

«Verluste am Spieltisch, wie?»

«Ja. Ich hatte ein schauerhaftes Pech.»

«Lieh die Giselle Ihnen so viel, wie Sie wollten?»

«Anfänglich nicht. Zuerst nur eine kleine Summe.»

«Wer schickte Sie zu ihr?»

«Raymond... Mr Barraclough sagte mir, er habe gehört, dass sie Geld an Damen der Gesellschaft verleihe.»

«Später borgte sie Ihnen dann mehr?»

«Ja, soviel ich benötigte. Es schien mir damals wie ein Wunder.»

«Es war Madame Giselles besondere Art von Wunder», versetzte Poirot trocken. «Ich vermute, dass vorher Sie und Mr Barracrough... hm... Freunde geworden waren.»

«Ja.»

«Aber Sie achteten ängstlich darauf, dass Ihr Gatte nichts davon erfuhr?»

«Stephen ist ein Musterknabe!», rief Lady Horbury ärgerlich. «Er hat mich satt und möchte eine andere heiraten. Er wäre bei dem Gedanken, sich von mir scheiden lassen zu können, vor Freude in die Luft gesprungen.»

«Und Sie wollen keine Scheidung?»

«Nein. Ich... ich...»

«Ihnen gefällt Ihre Stellung», ergänzte Hercule Poirot, «und auch das sehr reichliche Einkommen, über das Sie verfügen. Ganz natürlich. Die Frauen – na ja, dann erhob sich die Frage der Rückzahlung, nicht wahr?»

«Ja, und ich konnte meinen Verpflichtungen ihr gegenüber nicht nachkommen. Ah, wie die alte Hexe da ihren schmutzigen Charakter offenbarte! Sie wusste alles über mich und Raymond, kannte genau die Orte und Daten – eben alles – wie sie es in Erfahrung gebracht hat, ist mir schleierhaft.»

«Sie hatte ihre eigenen Methoden, Madame. Vermutlich drohte sie nun, dieses Beweismaterial Lord Horbury auszuhändigen, nicht?»

«Ja, sofern ich nicht alles zurückbezahlte.»

«Und Sie konnten nicht zahlen?»

«Nein.»

«Mithin war ihr Tod für Sie eine glückliche Fügung.»

«Er kam so gelegen, dass ich es kaum fassen konnte. Es war fast zu schön», erklärte Cicely Horbury ernsthaft.

«Ja, zu schön», wiederholte Hercule Poirot mit einem gewissen Nachdruck. «Aber vielleicht machte es Sie auch ein bisschen nervös?»

«Nervös?»

«Nun, schließlich sind Sie die Einzige unter den Passagieren gewesen, die Grund hatte, ihren Tod zu wünschen. Und obendrein hatten Sie sie am Abend vorher in Paris aufgesucht und eine reichlich stürmische Szene mit ihr erlebt, Madame.»

«Oh, wie sie mich behandelt hat, diese Teufelin! Nicht einen Zoll breit gab sie nach. Fast möchte ich sagen, dass es ihr Freude bereitete, meine Verzweiflung zu sehen. Sie war ein Biest durch und durch.»

«Dessen ungeachtet bekundeten Sie vor den Geschworenen, dass Sie der Frau nie zuvor begegnet seien.»

«Natürlich, was hätte ich denn sonst sagen können?»

Hercule Poirot betrachtete sie nachdenklich.

«Ja, Madame, Sie konnten nichts anderes sagen.»

«Scheußlich war es – nichts als Lügen, Lügen und wieder Lügen. Jener grässliche Inspektor hat mich auch hier noch mit Fragen traktiert. Aber ich fühlte mich ziemlich sicher, denn ich merkte ganz genau, dass er bloß auf den Busch klopfte und nichts Genaues wusste.»

«Wenn man mutmaßt, soll man mit Dreistigkeit und Sicherheit mutmaßen», erklärte Hercule Poirot weise.

«Außerdem», fuhr Cicely fort, «redete ich mir ein, dass nichts ruchbar werden könnte, nachdem während der ersten Tage nichts durchgesickert war. Wirklich, ich fühlte mich sicher, bis gestern dieser entsetzliche Brief eintraf.»

«Also hatten Sie während der ganzen Zeit gar keine Angst?»

«Natürlich hatte ich Angst.»

«Wovor? Vor einer Bloßstellung oder einer Verhaftung wegen Mordes?»

Cicely Horbury wurde leichenblass.

«Mord...? Aber ich... Barmherziger Gott, glauben Sie das doch nicht! Ich habe sie nicht getötet, ich nicht!»

«Sie haben sicher häufig gewünscht, dass sie stürbe.»

«Ja, aber getötet habe ich sie nicht... Oh, Sie müssen mir glauben, Monsieur Poirot, Sie müssen! Ich habe mich ja nicht von meinem Platz fortgerührt. Ich...»

Sie brach ab, die blauen Augen flehend auf ihn gerichtet.

Hercule Poirot nickte beschwichtigend.

«Ich glaube Ihnen, Madame, und zwar aus zwei Gründen. Erstens wegen Ihres Geschlechts und zweitens wegen einer Wespe.»

«Wie...? Eine...» Es war offensichtlich, dass sie mit dem Insekt nichts anzufangen wusste.

«Jawohl, eine Wespe», wiederholte der Detektiv. «Das klingt unsinnig für Sie, wie? Nun, sprechen wir nicht mehr davon. Ich werde also mit diesem Mr Robinson Verbindung aufnehmen und gebe Ihnen mein Wort, dass Sie ihn nie wieder sehen oder von ihm hören werden. Als Belohnung für meine Dienste erbitte ich von Ihnen die Beantwortung zweier kleiner Fragen. War Mr Barracough am Tag vor dem Mord in Paris?»

«Ja, wir aßen zusammen. Aber er hielt es für richtiger, wenn ich den alten Drachen allein aufsuchte.»

«Ah! Und jetzt die zweite Frage. Ihr Künstlernamen vor Ihrer Heirat lautete Cicely Bland. War das Ihr wirklicher Name?»

«Nein. Eigentlich hieß ich Martha Jebb. Der andere Name...»

«... eignete sich jedoch besser für Ihren Beruf. Und wo wurden Sie geboren?»

«In Doncaster. Warum?»

«Eitel Neugierde, die Sie mir hoffentlich verzeihen werden. Und darf ich Ihnen jetzt als Abschied noch einen Rat geben, Lady Horbury? Warum einigen Sie sich nicht mit Ihrem Gatten über eine gutwillige, stille Scheidung?»

«Damit er jene Frau heiraten kann?»

«Ganz recht – damit er jene Frau heiraten kann. Sie haben ein großmütiges Herz, Madame, und für Ihren Unterhalt wird Ihr Gatte bestimmt sorgen.»

«Für einen bescheidenen vielleicht.»

«Pah! Sobald Sie frei sind, heiraten Sie einen Millionär.»

«Gibt es die heutzutage noch?»

«Bestimmt, Madame. Der Mann, der früher drei Millionen besaß, nennt heute vielleicht noch zwei sein Eigen. Aber auch das genügt.»

Cicely lachte.

«Sie reden sehr überzeugend, Monsieur Poirot! Sind Sie denn auch ganz sicher, dass jener schreckliche Robinson mich nicht wieder belästigen wird?»

«Nehmen Sie das Wort Hercule Poirots zum Unterpfand», sagte der Besucher feierlich.

Cicely schien geneigt, ihm zu glauben...

Inspektor Japp ging mit seinem militärischen Schritt durch die Harley Street und machte vor der Tür des Hauses Nr. 239 Halt. Hier fragte er nach Dr. Bryant.

«Sind Sie angemeldet, Sir?»

«Nein», gestand Japp. «Einen Augenblick.» Und auf seine Visitenkarte kritzelte er rasch die Sätze: «Wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir ein paar Sekunden schenken. Ich werde Sie nicht lange aufhalten.»

Dann steckte er die Karte in einen Umschlag, klebte ihn zu und gab ihn dem Butler.

Dieser führte den Besucher in ein Wartezimmer, wo bereits zwei Damen und ein Herr saßen, und Inspektor Japp vertiefte sich in eine der herumliegenden Zeitschriften.

Jetzt erschien der Butler wieder und trat dicht an Japp heran. Er machte einen etwas verlegenen Eindruck.

«Wenn es Ihnen nichts ausmacht, noch kurze Zeit zu warten», sagte er halblaut, «so wird Dr. Bryant Ihnen zur Verfügung stehen. Er ist allerdings heute Morgen sehr beschäftigt.»

Japp nickte. Er hatte gegen das Warten nichts einzuwenden. Im Gegenteil, es war ihm recht willkommen, da die beiden Damen gerade ein Gespräch begannen. Offensichtlich hegten sie eine sehr hohe Meinung von Dr. Bryants Fähigkeiten. Dann kamen noch mehr Patienten.

Die Praxis bringt Geld ein, dachte Japp, und er dürfte es deshalb kaum nötig haben, sich Geld zu leihen. Aber vielleicht hat er vor langer Zeit einmal ein Darlehen auf-

genommen. Heute jedenfalls blüht seine Praxis; doch bei dem leisesten Hauch eines Skandals wäre alles dahin. Das ist das Schlimmste, was einem Arzt passieren kann.

Eine Viertelstunde später trat der Butler von neuem an ihn heran. «Dr. Bryant lässt bitten, Sir.» Japp betrat das Zimmer.

Der Arzt saß an seinem Schreibtisch, ein wenig abge-spannt anscheinend, aber nicht im geringsten erstaunt über den Besuch eines Polizeibeamten. Höflich erhob er sich und reichte Japp die Hand.

«Was kann ich für Sie tun, Inspektor?», fragte er, während er sich wieder setzte und Japp, einer einladenden Handbewegung folgend, auf einem Stuhl ihm gegenüber Platz nahm.

«Ich muss mich zuerst entschuldigen, dass ich in Ihre Sprechstunde platze; doch wie ich Ihnen schrieb, werde ich nicht lange stören.»

«Es handelt sich sicher um den Tod im Flugzeug, wie?»

«Ja, Sir. Wir bearbeiten die Sache noch.»

«Mit irgendwelchem Erfolg?»

«Es geht langsamer vorwärts, als uns lieb ist», bekannte der Inspektor. «Ehrlich gestanden, komme ich, um Sie wegen dieses Schlangengiftes zu befragen.»

«Da würden Sie bei Winterspoon bessere Auskunft erhalten», erwiderte Bryant lächelnd. «Er ist Fachmann auf dem Gebiet.»

«Zu sehr Fachmann, Doktor. Und wie alle Fachleute redet er so, dass kein Laie ihm richtig folgen kann. Überdies hat dieser Fall sozusagen auch eine medizinische Seite. Ist es wahr, dass Schlangengift bisweilen Epileptikern verabreicht wird?»

«Ich bin Hals-Nasen-Ohrenarzt», erinnerte Dr. Bryant, «und deshalb für Epilepsie eigentlich nicht zuständig, Inspektor. Ich glaube zwar gehört zu haben, dass man

Injektionen von Kobragift mit leidlichem Erfolg angewandt hat. Aber, wie gesagt, es fällt nicht in mein Gebiet; ich kann mich deshalb nicht dafür verbürgen.»

«Das weiß ich. Ich dachte auch nur, dass Sie, als Passagier der «Prometheus», an dem Fall Interesse nehmen und womöglich irgendeine Idee haben könnten, die nützlich für mich ist. Es führt zu nichts, wenn ich zu einem Fachmann gehe und nicht recht weiß, was ich ihn fragen soll.» Er musterte den Arzt erwartungsvoll.

Dr. Bryant spielte nachdenklich mit einem Brieföffner.

«Wahrscheinlich gibt es keinen Menschen, den das Erlebnis eines Mordes völlig unberührt lässt», sagte er. «Ich gebe zu, dass ich interessiert bin und auch ziemlich viel über die Sache nachgedacht habe.»

«Und Ihre Meinung, Sir?»

«Das Ganze ist so fantastisch, dass man in Versuchung gerät, es unwirklich zu nennen. Eine erstaunliche Art, einen Mord zu begehen. Der Täter muss eine Person mit einer tollkühnen Geringschätzung des Risikos sein.»

«Sehr richtig, Sir.»

«Die Wahl des Giftes ist gleichfalls erstaunlich.»

«Ja. Ich vermute, dass höchstens ein Mann unter tausend je von einem Reptil wie der Baumschlange gehört hat, und unter hunderttausend hat vielleicht einer mit dem Gift hantiert. Ihnen selbst, Sir, der Sie doch Arzt sind, ist es vermutlich noch nicht in die Finger gekommen.»

«Ich habe einen Freund, der sich mit entsprechenden Forschungen beschäftigt. In seinem Laboratorium gibt es verschiedene Sorten von getrockneten Schlangengiften – das Gift der Kobra zum Beispiel –, aber ich entsinne mich nicht, dort irgendein Präparat der Baumschlange gesehen zu haben.»

«Winterspoon hat mir hier drei Namen aufgeschrieben», sagte Japp, indem er dem Arzt ein Papier reichte. «Er meinte, dort würde ich möglicherweise Auskünfte erhalten. Kennen Sie einen dieser Leute?»

«Professor Kennedy kenne ich oberflächlich, Heidler dagegen recht gut. Berufen Sie sich auf mich, und ich bin sicher, dass er alles daransetzen wird, um Ihnen zu helfen. Carmichael arbeitet in Edinburgh und ist mir persönlich nicht bekannt.»

«Danke, Sir. Und nun will ich Sie nicht länger Ihren Patienten entziehen.»

Als Japp wieder auf die Straße trat, schmunzelte er vergnügt. «Takt – das ist die Hauptsache», murmelte er. «Ich möchte wetten, dass er nicht gemerkt hat, worum es mir eigentlich ging.»

**A**ls Japp sein Büro in Scotland Yard betrat, fand er Hercule Poirot vor, den er herzlich begrüßte.

«Was verschafft mir die Freude, Monsieur Poirot? Haben Sie Neuigkeiten?»

«Neuigkeiten wollte ich mir von Ihnen holen, mein guter Japp.»

«Bedaure. Ich kann Ihnen keine auftischen oder wenigstens so gut wie keine. Der griechische Händler in Paris hat das Blasrohr richtig identifiziert, Fournier bombardiert mich von dort aus mit Briefen über seinen psychologischen Moment. Darauf habe ich die Stewards ausgequetscht, bis ich blau im Gesicht war, aber sie beharren darauf, dass es keinen psychologischen Moment gegeben und dass sich nichts Überraschendes oder Ungewöhnliches während des Fluges ereignet habe.»

«Es hat sich möglicherweise ereignet, als die beiden im vorderen Abteil bedienten.»

«Ich habe die Passagiere ja auch befragt. Alle können sie doch nicht lügen.»

«In einem Kriminalfall, dessen Untersuchung mir oblag, logen sie alle.»

«Sie und Ihre Fälle... Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben – ich bin nicht sehr glücklich. Je mehr ich mich mit der Sache beschäftige, desto weniger kommt dabei heraus. Der Chef behandelt mich merklich kühl. Aber was tun? Glücklicherweise ist es einer dieser halb ausländischen Fälle. Wir können ihn den Franzosen aufhalsen,

und in Paris sagen sie, der Mord sei durch einen Engländer begangen und mithin unsere Angelegenheit.»

«Glauben Sie ernstlich, dass die beiden Duponts ihn verübt haben?»

«Wenn Sie mich auf Ehre und Gewissen fragen, so muss ich mit nein antworten. Was ist denn schon so ein Archäologe? Ewig buddelt er in der Erde herum und redet davon, was Tausende von Jahren früher geschah. Als ob er es wüsste! Doch wer kann ihm widersprechen? Wer kann ihm, wenn er behauptet, irgendeine halb vermoderte Perlenschnur sei fünftausenddreihundertzwanzig Jahre alt, etwas anderes beweisen? Ja, die Duponts sind vielleicht Lügner – obwohl sie ihr Gerede selbst zu glauben scheinen –, aber harmlose. Nein, unter uns gesagt, Monsieur Poirot, ich halte die beiden französischen Archäologen nicht für Mörder. Dann schon eher unseren Clancy. Er benimmt sich seltsam. Rennt herum und murmelt was in seinen Bart. Ihm liegt etwas auf der Seele.»

«Der Plot eines neuen Buches vielleicht.»

«Möglich. Außerdem finde ich, so sehr ich mich auch bemühe, kein Motiv. Die CL 52 in Madame Giselles schwarzem Buch ist meines Erachtens Lady Horbury, aber ich kann nichts aus ihr herauskriegen. Oh, sie ist ein hartgesottenes Frauenzimmer, glauben Sie mir!»

Poirot unterdrückte klugerweise ein Lächeln.

«Die Stewards?», fuhr Japp fort. «Was sollten die wohl mit der Giselle zu schaffen haben?»

«Und Dr. Bryant?»

«Tja... da laufen so mancherlei Gerüchte um, über ihn und eine Patientin, hübsche, nette Frau – übler Gatte, außerdem süchtig. Wenn Bryant sich nicht in Acht nimmt, wird er sich eines Tages vor der Ärztekammer zu verantworten haben. Jenes RT 362 passt ganz gut auf ihn, und ich will Ihnen auch nicht verhehlen, dass ich zu wis-

sen glaube, wie er sich Schlangengift verschafft haben könnte. Ich komme eben von ihm, und gerade über diesen Punkt verplapperte er sich ziemlich. Aber Vermutungen sind keine Tatsachen. Tatsachen!» Japp lachte ärgerlich auf. «Die sind rar in diesem Mordfall... Ryder scheint einwandfrei dazustehen. Er gab an, er sei wegen eines Darlehens, das er nicht bekam, nach Paris gereist, nannte Namen und Adressen, die ich überprüft habe. Alles in Ordnung. Vor anderthalb Wochen etwa ging's der Firma schlecht, aber sie hat ihr Tief offenbar überwunden. Niemen, wohin man auch die Fühler ausstreckt! Die ganze Affäre ist ein Wirrwarr.»

«Undurchsichtig ist sie – das stimmt. Aber kein Wirrwarr, denn Wirrwarr kann nur in einem kranken, verwirrten Hirn existieren», belehrte der Belgier ihn.

«Nennen Sie es, wie Sie wollen, Monsieur Poirot; das Ergebnis ändert sich dadurch nicht. Fournier ist ebenfalls mit seiner Weisheit am Ende. Und Sie? Ich vermute, Sie haben uns den Rang abgelaufen.»

«Sie spotten meiner, *mon ami!* Mit Regel und Methode komme ich immer nur einen Schritt auf einmal weiter, und der Weg, der vor mir liegt, ist noch lang.»

«So? Na, das freut mich. Ich dachte schon, Sie hätten bereits alles ergründet! Verraten Sie mir doch ein bisschen über diese methodischen Schritte.»

«Ich habe mir eine kleine Aufstellung gemacht – hier.» Poirot zog ein Papier aus der Tasche und entfaltete es. «Meine Idee lautet: Ein Mord ist eine Handlung, ausgeführt, um ein gewisses Ergebnis zu erzielen.»

«Wiederholen Sie das noch einmal langsam.»

«Es ist nicht schwierig, mein Freund.»

«Wahrscheinlich nicht; aber bei Ihnen klingt es so.»

«Nein, nein, es ist höchst einfach. Hören Sie zu: Sie brauchen Geld, und Sie bekommen es, wenn eine Tante

stirbt. *Bien* – Sie führen eine Handlung aus, das heißt, Sie töten die Tante und erzielen damit das Ergebnis, nämlich, das Geld zu erben.»

«Ich wünschte, dass ich etliche solcher Tanten besäße», seufzte Japp melancholisch. «Weiter! Jetzt begreife ich Ihren Gedankengang. Man könnte ebenso gut sagen: Es muss ein Motiv geben.»

«Lieber Japp, ich ziehe meine Fassung vor. Eine Handlung ist ausgeführt – Mord in diesem Falle. Wie sehen jetzt die Ergebnisse jener Handlung aus? Durch Untersuchung der verschiedenen Ergebnisse sollten wir die Lösung unseres Rätsels finden. Die Ergebnisse einer einzigen Handlung können sehr voneinander abweichen, und jene besondere Handlung berührt eine Menge verschiedener Leute. Nun gut, ich untersuche heute, drei Wochen nach dem Verbrechen, das Ergebnis in elf verschiedenen Fällen.»

«An Ihnen ist ein spitzfindiger Philosoph verloren gegangen», spottete der Inspektor. Trotzdem beugte er sich interessiert über das Blatt und las:

*Miss Grey. Ergebnis: einstweilige Verbesserung. Höheres Gehalt.*

*Gale. Ergebnis: schlecht. Verlust von Patienten.*

*Lady Horbury. Ergebnis: gut, wenn sie CL 52 ist.*

*Miss Kern Ergebnis: schlecht, da es seit Giselles Tod unwahrscheinlicher geworden ist, dass Lord Horbury Beweise von der Untreue seiner Frau bekommt, die ihm eine Scheidung ermöglichen.*

«Hm», unterbrach Japp seine Lektüre. «Sie meinen also, sie habe ein Auge auf Lord Horbury geworfen? Alter Freund, Sie wittern gar zu gern Liebesgeschichten.»

Nach dieser Bemerkung, die Poirot mit einem milden Lächeln hinnahm, wandte sich Japp wieder dem Papier zu.

*Clancy. Ergebnis: gut. Verspricht sich hohe Einkünfte von einem Buch, das den Mord behandelt.*

*Dr. Bryant. Ergebnis: gut, wenn RT 362.*

*Ryder. Ergebnis: gut, weil er durch Artikel eine kleine Summe Bargeld einnahm, die der Firma über die Krise hinweghalf. Des weiteren gut, wenn Ryder XVB 724 ist.*

*Dupont. Ergebnis: unbeeinflusst.*

*Jean Dupont. Ergebnis: das Gleiche.*

*Mitchell. Ergebnis: unbeeinflusst.*

*Davis. Ergebnis: unbeeinflusst.*

«Und Sie bilden sich ein, dass dies Ihnen weiterhelfen wird?», fragte Japp zweifelnd.

«Es vermittelt einem immerhin ein klares Bild», erläuterte Poirot. «In vier Fällen – Mr Clancy, Miss Grey, Mr Ryder und vermutlich auch Lady Horbury – steht das Ergebnis auf der Habenseite; in den Fällen von Mr Gale und Miss Kerr indes auf der Sollseite. In vier Fällen liegt, soweit wir wissen, überhaupt kein Ergebnis vor; und in einem – Dr. Bryant – ist entweder kein Ergebnis oder ein deutlicher Gewinn vorhanden.»

«Infolgedessen?»

«Infolgedessen müssen wir suchen.»

«Wird nichts dabei herauskommen», prophezeite Japp düster. «Wir hängen in der Luft, solange die Pariser uns nicht neues Material schicken. Ich wette, dass ich aus Giselles Wirtschaftlerin, dieser Elise Grandeur, mehr herausgeholt hätte als Fournier.»

«Das bezweifle ich, mein Freund. Das Fesselndste an diesem ganzen Verbrechen ist die Persönlichkeit der To-

ten. Eine Frau ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne – so möchte ich sagen – persönliches Leben. Eine Frau, die einst jung war, die einst liebte und litt und dann mit fester Hand die Läden schloss. Vorüber all das! Nicht ein Bild, nicht eine Erinnerung, nicht eine Nippsache. Marie Morisot wurde Madame Giselle, die Geldverleiherin.»

«Glauben Sie, dass es in ihrer Vergangenheit einen Fingerzeig gibt?»

«Vielleicht.»

«Nun, wir könnten ihn gebrauchen! Vorläufig haben wir überhaupt keinen Anhaltspunkt.»

«Sie irren, *mon cher*. Ich wenigstens habe drei: die Wespe, das Gepäck der Passagiere und den überzähligen Kaffeelöffel.»

«Monsieur Poirot, Sie sind übergeschnappt!», sagte Inspektor Japp liebenswürdig. Und nach einer Pause fügte er hinzu: «Was meinen Sie denn übrigens mit dem Kaffeelöffel?»

«Madame Giselle hatte zwei auf ihrer Untertasse liegen.»

«Das bedeutet, nach einem alten Volksglauben, eine Hochzeit.»

«In diesem Fall bedeutete es ein Begräbnis», verbesserte Hercule Poirot.

**A**ls Norman Gale, Jane und Poirot sich zum Dinner trafen, hörte der junge Zahnarzt erfreut, dass seine Dienste als Erpresser ab sofort nicht mehr benötigt würden. Er sei tot, der gute Mr Robinson, erklärte Poirot und forderte seine beiden jungen Gäste auf, im Gedenken an den Verblichenen einen Schluck Wein zu trinken.

«Möge er in Frieden ruhen», lachte Norman, indem er sein Glas hob.

«Was ist geschehen?», forschte Jane Grey, zu Hercule Poirot gewandt.

«Ich habe herausgefunden, was ich wissen wollte, Mademoiselle.»

«Bestanden Verbindungen zwischen ihr und Giselle?»

«Ja.»

«Das ergab ja schon meine Unterredung mit ihr», warf Norman Gale ein.

«Aber mir lag am genauen Sachverhalt», sagte Poirot.

Das junge Paar sah ihn fragend an, aber der kleine Belgier begann, statt Auskunft zu erteilen, in herausfordernder Weise die Wechselbeziehungen Karriere und Leben zu erörtern.

«Die meisten Menschen wählen – gleichgültig, was sie Ihnen erzählen – den Beruf, den sie sich im Geheimen wünschen. Ein Mann, der in einem Büro arbeitet, wird Ihnen vielleicht beteuern, wie sehr er sich danach sehne, als Forscher ferne Länder zu durchstreifen; doch bald

werden Sie erkennen, dass er es zwar liebt, Bücher, die sich mit einem solchen Forscherdasein befassen, zu lesen, dass er selbst indes die Sicherheit und den bescheidenen Komfort seines Kontorschemels vorzieht.»

«Gemäß Ihrer Theorie wäre also mein Wunsch nach Auslandsreisen nicht echt, Monsieur Poirot», erwiderte Jane. «Und meine wahre Berufung wäre die Pflege und das Ondulieren von Frauenhaar. Nun, das stimmt nicht.»

Poirot lächelte ihr väterlich zu.

«Sie sind noch jung. Natürlich versucht man dieses und jenes; aber das, womit man eines Tages sozusagen sesshaft wird, ist das Leben, das man favorisiert.»

«Und wenn ich es nun vorzöge, reich zu sein?»

«Ah, das ist allerdings schwieriger.»

«Ich kann Ihnen nicht beipflichten», mischte sich Norman Gale ein. «Durch Zufall, nicht infolge freier Wahl, wurde ich Zahnarzt. Mein Onkel, der Zahnarzt war, hatte den Wunsch, dass ich seinen Beruf ergriffe, aber mich lockten das Abenteuer und die weite Welt. Darum ging ich eines schönen Tages auf und davon, um mich in Südafrika als Farmer zu versuchen. Doch es fehlte mir an der nötigen Erfahrung, und wohl oder übel musste ich das Angebot des alten Mannes annehmen, zurückkehren und mit ihm gemeinsam arbeiten.»

«Und jetzt tragen Sie sich mit dem Gedanken, abermals die zahnärztliche Praxis an den Nagel zu hängen und nach Kanada auszuwandern. Sie haben ja einen Kolonie-Komplex!»

«Diesmal sehe ich mich dazu gezwungen.»

«Ah, es ist kaum glaublich, wie oft die Umstände einen zwingen, das zu tun, was man zu tun begehrt.»

«Nichts zwingt mich zu reisen», sagte Jane verschmitzt, «ich wollte, ich würde dazu gezwungen.»

«*Eh bien*, Mademoiselle, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Nächste Woche fahre ich nach Paris. Wenn Sie Lust haben, können Sie mich als meine Sekretärin begleiten. Ich werde Ihnen ein gutes Gehalt zahlen.»

Jane schüttelte den Kopf.

«Ich darf die Stellung bei Antoine nicht aufgeben. Es ist ein guter Posten.»

«Der Posten als meine Sekretärin ist nicht weniger gut.»

«Ja, aber leider nur vorübergehend.»

«Seien Sie beruhigt, Mademoiselle, ich werde Ihnen einen anderen, ähnlichen, besorgen.»

«Vielen Dank, Monsieur Poirot. Aber ich wage es nicht.»

Hercule Poirot betrachtete das junge Mädchen einige Sekunden lang mit rätselhaftem Lächeln.

Drei Tage später klingelte bei ihm das Telefon.

«Monsieur Poirot», klang Janes Stimme etwas verzagt über den Leitungsdraht, «ist die Stelle noch frei?»

«Ja, ich reise erst Montag nach Paris.»

«Und ist es Ihnen ernst? Ich kann mitkommen?»

«Gewiss, Mademoiselle. Aber weshalb sind Sie anderen Sinnes geworden?»

«Ich habe mich mit Antoine überworfen. Das heißt, mir riss einer Kundin gegenüber der Geduldfaden. Oh, die Dame war eine... nein, ich kann das am Telefon nicht sagen. Jedenfalls wurde ich nervös und anstatt sie mit honigsüßen Worten zu besänftigen, redete ich frei von der Leber weg, was ich dachte.»

«Ah, der Gedanke an die unbegrenzte Weite!»

«Wie bitte?»

«Ich sagte, dass Ihr Geist bei einer gewissen Vorstellung verweilte.»

«Nicht mein Geist, meine Zunge ging mit mir durch. Ja, ich machte mir Luft und genoss es! Und ihr quollen die Augen fast aus dem Kopf, geradeso wie bei ihrem scheußlichen Pekinesen. Die Folge ist leider, dass ich mir eine andere Stellung suchen muss; doch vorher möchte ich Sie gern nach Paris begleiten.»

«Gut, abgemacht. Die nötigen Anweisungen werde ich Ihnen während der Überfahrt erteilen.»

Poirot und seine neue Sekretärin reisten nicht auf dem Luftweg, wofür Jane im Stillen ihrem Schöpfer dankte. Sie mochte nichts von Flugzeugen wissen, sie wollte nicht an jene zusammengesunkene Gestalt im schwarzen Kleid erinnert werden...

Von Calais nach Paris hatten sie ein Abteil für sich allein, sodass Poirot Jane etwas in seine Pläne einweihen konnte.

«Ich muss verschiedene Leute in Paris sprechen. Zuerst den Anwalt, Maître Thibault. Dann Monsieur Fournier von der Sûreté – einen melancholischen, aber intelligenten Mann. Und schließlich die Duponts. Während ich mich mit dem Vater beschäftige, werde ich den Sohn Ihnen überlassen. Ich denke, dass Jean Dupont sich Ihrer noch vom Gericht her erinnern wird.»

«Ich habe ihn seitdem schon gesehen», sagte Jane, wobei eine leichte Röte in ihre Wangen stieg.

«Wirklich? Bei welcher Gelegenheit?»

Das junge Mädchen schilderte ihr Zusammentreffen im Corner House.

«Ausgezeichnet!», rief der Detektiv. «Ah, es war eine prachtvolle Idee von mir, Sie nach Paris mitzunehmen. Nun hören Sie aufmerksam zu, Mademoiselle Jane. So weit möglich, erörtern Sie die Angelegenheit Giselle

nicht; sollte indes Jean Dupont das Thema anschneiden, so gehen Sie ruhig darauf ein. Es wäre nicht schlecht, wenn Sie, ohne es tatsächlich zu sagen, den Eindruck erwecken könnten, dass Lady Horbury der Tat verdächtig ist. Was aber den Grund meiner Pariser Reise anbelangt, so können Sie sagen, dass ich mich mit Fournier beraten und vor allem den Geschäften Lady Horburys nachspüren wolle.»

«Arme Lady Horbury – Sie gebrauchen sie als Leimrutel!»

«Warum soll sie in ihrem Leben nicht ausnahmsweise auch mal zu etwas nutze sein?»

Jane sah ein Weilchen zum Fenster hinaus, an dem herbstliche Felder vorüberglitten. Dann fragte sie leise:

«Nicht wahr, Ihnen erscheint der junge Dupont verdächtig?»

«Nein, nein, nein», versicherte Poirot eifrig. «Ich wünsche nur Auskünfte zu sammeln.» Er sah das junge Mädchen scharf an. «Er gefällt Ihnen, wie? Er hat Sex-Appeal?»

Jane Grey lachte über den Ausdruck.

«Nein, das trifft ganz und gar nicht auf Jean Dupont zu. Er ist sehr schlicht, aber ein Lieber. Das kommt wohl daher, weil er so ganz für seine wissenschaftliche Arbeit lebt – irgendwie weltfremd.»

In Poirots klugen Augen blitzte der Schalk auf.

«Sie haben Recht. Zum Beispiel hat er sich nicht mit Zähnen befasst und ist nicht durch den Anblick eines von der Öffentlichkeit verehrten Helden ernüchert worden, der auf dem zahnärztlichen Stuhl vor Angst schlottert.»

«Ich glaube nicht, dass Norman schon derartige Helden als Patienten eingefangen hat.»

«Es wäre ja auch Zeitverschwendung, da er nach Kanada geht.»

«Neuerdings spricht er von Neuseeland, weil er meint, das Klima bekäme mir besser.»

«Auf jeden Fall ist er ein guter Patriot – er hängt an den britischen Dominions.»

«Ich hoffe, dass es überhaupt nicht nötig sein wird», sagte Jane, den Blick fragend auf ihren neuen Chef gerichtet.

«Mit anderen Worten: Sie vertrauen Papa Poirot? Nun, ich will mein Möglichstes tun – das verspreche ich Ihnen. Aber ich habe das untrügliche Gefühl, Mademoiselle, dass es da eine Gestalt gibt, die noch nicht aus den Kulissen hervorgetreten ist... eine Rolle, bis jetzt noch ungespielt.» Er furchte die Stirn. «Ja, Mademoiselle, es gibt einen unbekanntem Faktor in diesem Fall. Alles und jedes deutet darauf hin...»

Zwei Tage nach ihrer Ankunft in Paris speisten Hercule Poirot und seine Sekretärin in einem kleinen Restaurant, und die beiden Duponts waren Poirots Gäste.

Jane fand den alten Dupont ebenso sympathisch wie seinen Sohn, doch bot sich ihr kaum Gelegenheit, mit ihm zu reden, da Poirot ihn von Anfang an ganz für sich beanspruchte. Mit Jean verstand sie sich genauso vortrefflich wie in London; sein offenes, jungenhaftes Wesen gefiel ihr nach wie vor.

Nichtsdestoweniger bemühte sie sich, während sie lachte und plauderte, etwas vom Gespräch der beiden älteren Herren aufzufangen, weil sie gern wissen wollte, welche Auskünfte Poirot wohl benötigte. Die Unterhaltung hatte indes den Mord offenbar überhaupt nicht berührt. Geschickt lenkte Poirot, dessen Interesse für archäologische Forschungen in Persien ernst und aufrichtig zu sein schien, seinen Gesprächspartner in die Vergangenheit zurück. Und Jean Duponts Vater freute sich über den

gelungenen Abend, denn selten bescherte ihm das Schicksal einen so klugen, wissensdurstigen Zuhörer.

Von wem die Anregung ausging, das junge Paar möge doch noch ins Kino gehen, wurde Jane nicht ganz klar; aber als sie fort waren, zog Poirot seinen Stuhl näher an den Tisch heran und erwähnte nun auch die geschäftliche Seite archäologischer Forschung.

«Vermutlich ist es in diesen Zeiten oft schwer, genügend Mittel zu bekommen», warf er hin. «Nehmen Sie auch private Schenkungen an?» – Er sah fast hilflos drein...

Der alte Dupont lachte aus vollem Halse.

«Mein lieber Freund, auf den Knien erflehen wir sie! Aber unsere besondere Art der Ausgrabungen lässt die große Masse kalt; sie verlangt blendendere Beute, vor allem Gold, bedeutende Mengen von Gold. Es ist befremdlich, wie wenig der Durchschnittsmensch für Keramik übrig hat. Und dabei kann Keramik die ganze menschliche Entwicklungsgeschichte widerspiegeln. Zeichnungen, Inschriften...»

Armand Dupont war in seinem Element. Er beschwor Poirot, sich nicht durch die bestechenden Abhandlungen Billers, die wirklich verbrecherisch falschen Daten von Lempers und die hoffnungslos unwissenschaftliche Schilderung Burmans beirren zu lassen, und Poirot versprach feierlich, dass keine Veröffentlichung dieser gelehrten Persönlichkeiten sein Urteil trüben solle. Dann fragte er:

«Würde beispielsweise eine Schenkung von fünfhundert Pfund...?»

Armand Dupont fiel vor Erregung beinahe quer über den Tisch.

«Monsieur Poirot, Sie... Sie bieten das an? Mir? Um unseren Ausgrabungen zu nützen? Das ist ja großartig, ist

beinahe unfassbar! Die größte private Schenkung, die uns je zuteil wurde.»

Hercule Poirot hüstelte. «Allerdings – allerdings knüpfe ich eine gewisse Bedingung daran.»

«Ah, selbstverständlich! Ich verstehe – ein Andenken. Ein antiker Ziegel, eine alte irdene Urne.»

«Nein, nein, Sie verstehen mich falsch», rief Poirot rasch, ehe Dupont sich in neuen Eifer reden konnte.

«Es handelt sich um meine Sekretärin, jene reizende junge Dame, die uns heute Abend Gesellschaft leistete – wenn sie Sie auf Ihrer Expedition begleiten dürfte?»

Diese Eröffnung wirkte auf den alten Dupont zweifellos etwas ernüchternd.

«Hm... möglicherweise ließe sich das machen», entgegnete er, sein Kinn streichend. «Ich muss aber erst meinen Sohn fragen. Es begleiten uns nämlich schon mein Neffe und seine Frau. Sollte gewissermaßen eine Familienangelegenheit sein. Ich werde mit Jean sprechen.»

«Mademoiselle interessiert sich leidenschaftlich für Keramik. Die Vergangenheit bezaubert sie förmlich, und der Traum ihres Lebens ist es, zu graben. Außerdem stopft sie in geradezu vorbildlicher Weise Strümpfe und näht nicht minder gut Knöpfe an.»

«Ein nützliches Talent.»

«Nicht wahr...? Und nun erzählten Sie mir vorhin über die Keramik von Susa...»

Es bedurfte nur dieser Anregung, um Armand Dupont zu einem Monolog über seine ureigenen Theorien betreffs Susa I und Susa II zu veranlassen.

Poirot erreichte sein Hotel just in dem Augenblick, als Jane sich in der Halle von Jean Dupont verabschiedete. Während der Fahrstuhl sie nach oben trug, sagte der kleine Belgier:

«Mademoiselle, ich habe einen beneidenswerten Posten für Sie. Sie werden im Frühling die Duponts nach Persien begleiten.»

Jane starrte ihn verblüfft an.

«Reden Sie irre?»

«Oh, Mademoiselle, wenn der alte Monsieur Dupont Ihnen demnächst das Angebot macht, greifen Sie bestimmt mit beiden Händen zu.»

«Und ich sage Ihnen, dass ich bestimmt nicht nach Persien gehen werde. Im Frühjahr werde ich wohl mit Norman Gale in Muswell Hill oder Neuseeland sein.»

Poirot tätschelte ihr väterlich die rosige Wange.

«Mein liebes Kind, vom nächsten März trennen uns noch einige Monate. Etwas planen bedeutet noch nicht eine Fahrkarte kaufen. Genauso habe ich heute über eine Schenkung gesprochen, aber noch keineswegs den Scheck wirklich ausgeschrieben. Ah, ehe ich's vergesse! Morgen muss ich für Sie ein Handbuch über prähistorische Keramik des Nahen Ostens kaufen, denn ich habe gesagt, dass Sie sich leidenschaftlich dafür interessieren.»

Jane Grey seufzte.

«Sekretärin bei Ihnen zu sein ist kein leichtes Amt! Sonst noch etwas?»

«Ja. Ferner habe ich behauptet, dass Sie ausgezeichnet Socken stopfen und Knöpfe annähen können – wie steht es damit?»

«Muss ich das morgen auch demonstrieren?»

«Oh, vielleicht begnügen die Herren sich in diesem Punkt mit meinem Wort», meinte Hercule Poirot.

Um halb elf Uhr spazierte am folgenden Vormittag der melancholische Beamte der Pariser Sûreté in Poirots Wohnzimmer und schüttelte dem kleinen Belgier herzlich die Hand.

«Monsieur Poirot, ich muss unbedingt über eine gewisse Sache mit Ihnen reden», begann Fournier lebhafter als gewöhnlich. «Ich habe, glaube ich, endlich begriffen, was Sie in London über das Auffinden des Blasrohrs sagten.»

«Ah!» Poirots Gesicht erhellte sich.

«Ja, ich habe über Ihre Worte nachgedacht», fuhr Fournier fort und ließ sich in einen bequemen Sessel fallen. «Wieder und wieder rief ich mir in Erinnerung, was Sie damals äußerten: «Warum wurde das Blasrohr gefunden, da man es doch so leicht durch den Ventilator hätte hinauswerfen können?» Und ich denke, jetzt habe ich die richtige Antwort: Das Blasrohr wurde gefunden, weil der Mörder *wollte*, dass wir es finden.»

«Bravo!», lobte Hercule Poirot.

«Nicht wahr, das meinten Sie damals? Nun ging ich einen Schritt weiter und stellte mir die Frage: «*Weshalb* wollte er, dass wir es finden?» Und darauf lautet meine Antwort. Weil das Blasrohr nicht benutzt worden ist.»

«Bravo! Bravo! Genau meine Schlussfolgerung.»

«Ich sagte mir: der vergiftete Dorn, ja; aber nicht das Blasrohr. Demnach schleuderte man den mörderischen Dorn mit etwas anderem durch die Luft, mit irgendeinem Ding, das ein Mann oder eine Frau normalerweise an die

Lippen setzen kann, ohne dass es auffällt. Und ich entsann mich, welchen Wert Sie einer genauen Liste über das Hab und Gut der Passagiere beigemessen hatten. Dann stutzte ich, weil bei Lady Horbury zwei Zigarettenspitzen und bei den Duponts etliche kurdische Pfeifen erwähnt wurden.»

Fournier machte eine Pause und sah Poirot an. Doch dieser schwieg.

«Sowohl die Zigarettenspitzen als auch die Pfeifen konnte man unbedenklich zum Munde führen. Unbedenklich, das heißt, ohne Aufsehen zu erregen... Habe ich Recht oder nicht?»

Hercule Poirot zauderte, ehe er erwiderte:

«Sie sind auf der richtigen Spur; aber gehen Sie noch einen Schritt weiter. Und vergessen Sie nicht die Wespe.»

«Die Wespe?» Fournier riss erstaunt seine dunklen Augen auf. «Nein, Monsieur Poirot, da vermag ich Ihnen nicht zu folgen. Was die Wespe...»

Das Klingeln des Telefons unterbrach seinen Satz, und Poirot nahm den Hörer ab.

«Hallo, hallo! Ah, guten Morgen. Ja, ich bin es selbst, Hercule Poirot.» Und sich zu Fournier wendend, raunte er: «Maître Thibault.» Dann sprach er weiter in den Apparat: «Ja, ja, natürlich. Sehr gut, danke. Und Ihnen? Monsieur Fournier? Ja, er sitzt hier neben mir. Einen Augenblick, bitte.»

Er reichte den Hörer seinem Besucher und erklärte rasch: «Thibault hat Sie bei der Sûreté angerufen und dort erfahren, dass Sie hier sind. Seine Stimme klingt aufgeregt. Sprechen Sie lieber mit ihm.»

Fournier nahm das Telefon.

«Hier Fournier... Was...? Tatsächlich...? Ja, ja, unbedingt. Ich bin überzeugt, dass er will. Wir werden sofort kommen.»

Er legte den Hörer auf, offenbar von Maître Thibaults Erregung angesteckt.

«Monsieur Poirot, die Tochter! Die Tochter von Madame Giselle.»

«Wie?»

«Ja, sie ist da, um ihre Erbschaft zu fordern.»

«Woher kommt sie?»

«Aus Amerika, wenn ich richtig verstanden habe. Thibault hat sie gebeten, sich um halb zwölf wieder bei ihm einzufinden. Er fragt, ob wir der Unterredung nicht beiwohnen möchten.»

«Aber selbstverständlich! Wir brechen sofort auf... Ich will nur eine Nachricht für Mademoiselle Grey zurücklassen.»

Rasch nahm er ein Blatt Papier und schrieb:

*Unvorhergesehene Ereignisse haben mich gezwungen, auszugehen. Wenn Monsieur Jean Dupont anruft oder herkommt, so seien Sie lebenswürdig zu ihm. Plaudern Sie mit ihm über Socken und Knöpfe, aber noch nicht über prähistorische Töpfe und Schalen. Er bewundert Sie, aber er ist nicht dumm!*

*Au revoir*

*Hercule Poirot*

«Und nun auf in den Kampf, mein Freund!», rief er fröhlich. «Darauf habe ich gewartet – auf das Erscheinen der schemenhaften Gestalt, deren Gegenwart ich irgendwie schon längst spürte. Jetzt – bald – werde ich alles verstehen.»

Maître Thibault bereitete den beiden Herren einen äußerst lebenswürdigen Empfang. Und nach dem Austausch von Komplimenten, von höflichen Fragen und

Antworten kam der Anwalt auf Madame Giselles Erbin zu sprechen.

«Gestern erhielt ich einen Brief, und heute Vormittag kam die junge Dame persönlich zu mir», sagte er.

«Wie alt ist Mademoiselle Morisot?»

«Mademoiselle Morisot – oder vielmehr Mrs Richards, denn sie ist verheiratet – zählt genau vierundzwanzig Jahre.»

«Hat sie Dokumente vorgelegt, um sich auszuweisen?», fragte Fournier.

«Gewiss. Gewiss.» Thibault schlug einen Aktenordner, der neben ihm lag, auf. «Erstens dies hier.»

Es war eine beglaubigte Abschrift der Heiratsurkunde von George Lemane, Junggeselle, und Marie Morisot, beide aus Quebec stammend. Hierauf entnahm Maître Thibault dem Ordner die Geburtsurkunde von Anne Morisot Lemane nebst verschiedenen anderen Dokumenten und Papieren.

«Das wirft immerhin ein gewisses Licht auf das frühere Leben der Giselle», meinte der Beamte der Sûreté.

Thibault nickte.

«Es scheint, dass Marie Morisot Kindergärtnerin oder Gouvernante gewesen ist, bevor ihr Weg sich mit dem dieses Lemane kreuzte, der, offenbar ein Tunichtgut, sie bald nach der Heirat im Stich ließ. Sie selbst nahm dann ihren Mädchennamen wieder an und reiste kurz darauf – meiner Ansicht nach in Begleitung eines Mannes – nach Frankreich, während das Kind in Quebec, und zwar im Institut de Marie, zurückblieb und aufgezogen wurde. Von Zeit zu Zeit schickte die Mutter Geld und schließlich auch eine größere Summe, die dem Kind bei Erreichen des einundzwanzigsten Lebensjahres ausbezahlt werden sollte. Zu jener Zeit führte Marie Morisot oder Lemane

fraglos ein unstetes Leben und hielt es für besser, jede persönliche Verbindung zu lösen.»

«Wie erfuhr das Mädchen denn, dass sie Erbin eines bedeutenden Vermögens geworden ist?»

«Ich habe in verschiedenen Zeitungen diskrete Anzeigen erscheinen lassen. Die Leiterin des Institut de Marie muss eine davon gelesen und Mrs Richards benachrichtigt haben. Mrs Richards hielt sich übrigens gerade in Europa auf. Allerdings war sie im Begriff, nach Amerika zurückzukehren.»

«Wer ist Richards?»

«Ich glaube, ein Amerikaner oder Kanadier, und wie ich hörte, von Beruf Fabrikant chirurgischer Instrumente», gab Thibault zur Antwort.

«Hat er seine Frau nicht begleitet?»

«Nein, er ist noch in Amerika.»

«Vermag Mrs Richards uns irgendeinen halbwegs plausiblen Grund für die Ermordung ihrer Mutter zu nennen?»

«Nein», erklärte der Anwalt kopfschüttelnd. «Sie weiß gar nichts über die Verstorbene. Sie erinnerte sich nicht einmal des Mädchennamens ihrer Mutter, obwohl die Leiterin des Instituts ihn gelegentlich erwähnt hatte.»

«O weh», sagte Fournier traurig, «es sieht ganz danach aus, als ob ihr Erscheinen auf der Bühne uns bei der Lösung des Mordproblems nicht im geringsten hilft. Viel habe ich allerdings auch nicht davon erwartet; ich pirsche gegenwärtig in anderer Richtung. Meine Nachforschungen haben die Anzahl der verdächtigen Personen auf drei verringert.»

«Vier», ließ Hercule Poirot sich vernehmen.

«Sie meinen, es seien vier?»

«Ich meine das nicht, mein Lieber. Jedoch angesichts der Theorie, die Sie mir vorhin darlegten, können Sie sich

nicht auf drei Personen beschränken.» Er zählte rasch an den Händen her. «Die zwei Zigarettenspitzen, die kurdischen Pfeifen und eine Flöte. Erinnern Sie sich nicht an die Flöte?»

Fournier stieß einen Laut der Überraschung aus, aber in dieser Sekunde öffnete sich die Tür, und ein betagter Bürovorsteher brummte: «Die Dame ist wieder da.»

«Ah, nun werden Sie die Erbin mit eigenen Augen sehen», sagte Maître Thibault. «Bitte, treten Sie näher, Madame. Darf ich Ihnen Monsieur Fournier von der Sûreté vorstellen, der die Untersuchung wegen des Ablebens Ihrer Mutter bei uns in Frankreich leitet? Und dies ist Monsieur Hercule Poirot, dessen Namen Sie vielleicht vom Hörensagen kennen, Madame Richards.»

Giselles Tochter war eine dunkle, schick aussehende junge Frau, elegant, doch unauffällig gekleidet. Sie reichte jedem der Herren die Hand und murmelte ein paar verbindliche Worte.

«Ich muss freilich gestehen, meine Herren, dass ich in dieser Sache kaum die Gefühle einer Tochter habe. Denn ich bin wie eine Waise aufgewachsen.»

In Beantwortung von Fourniers Fragen sprach sie mit Dankbarkeit und Wärme von Mère Angélique, der Leiterin des Institut de Marie. «Sie war stets die Güte selbst zu mir.»

«Wann haben Sie das Institut verlassen, Madame?»

«Mit achtzehn Jahren, Monsieur, um mir meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Ich lernte frisieren und maniküren, arbeitete eine Zeit lang auch in einem Modosalon. In Nizza lernte ich dann meinen Mann kennen, der wenig später nach Amerika zurückkehrte. Aber seine Geschäfte führten ihn bald wieder nach Europa, nach Holland, wo wir vor einem Monat in Rotterdam heirateten. Leider musste er nach Kanada zurück, während ich noch

in Europa blieb. Doch nun wollte auch ich die Reise nach drüben antreten.»

Anne Richards sprach Französisch leicht und fließend – vielleicht beherrschte sie das Französische besser als das Englische.

«Wie erfuhren Sie von der Tragödie?»

«Ich las natürlich in den Zeitungen davon, Monsieur, aber ich wusste nicht – das heißt, ich vergegenwärtigte es mir nicht –, dass das Opfer meine Mutter war. Dann erhielt ich hier in Paris ein Telegramm von Mère Angélique, die mir die Adresse Maître Thibaults nannte und mich an den Mädchennamen meiner Mutter erinnerte.»

Fournier nickte grübelnd.

Ein Weilchen noch lösten Fragen und Antworten einander ab, doch schienen sie nur zu bestätigen, dass Mrs Richards bei der Suche nach dem Mörder kaum behilflich sein konnte, da sie weder über das Leben ihrer Mutter noch über deren geschäftliche Verbindungen unterrichtet war. Nachdem sie das Hotel genannt hatte, in dem sie wohnte, nahmen Fournier und Hercule Poirot Abschied von ihr.

«Sie sind enttäuscht, mein Bester», sagte der Franzose. «Hatten Sie sich eine andere Vorstellung von der Tochter gemacht? Argwöhnten Sie, sie sei eine Betrügerin? Oder halten Sie etwa Madame Richards noch jetzt für eine Betrügerin?»

Poirot schüttelte in einer seltsam mutlosen Art den Kopf.

«Nein, dafür halte ich sie nicht. Die Beweise ihrer Identität sind überzeugend... Trotzdem – ich werde das Gefühl nicht los, als hätte ich sie schon mal gesehen. Oder erinnert sie mich nur an irgendwen?»

«Eine Ähnlichkeit mit der Toten?», mutmaßte Fournier. «Doch wohl kaum.»

«Nein... das ist es nicht. Mein Gott, wie kann mich mein Gedächtnis nur so schmäählich im Stich lassen! Ich bin sicher, dass ihr Gesicht mich an jemanden erinnert.»

Fournier betrachtete ihn forschend von der Seite.

«Die fehlende Tochter hat Ihnen die ganze Zeit schon zu schaffen gemacht, wie?»

«Natürlich», sagte Poirot, die Brauen ein wenig emporziehend. «Können Sie etwa leugnen, dass dieser jungen Frau aus Giselles Tod ungeheure Vorteile erwachsen?»

Hercule Poirot schritt ein Weilchen schweigend neben Fournier her, ganz in seine eigenen Gedanken versunken. Endlich sagte er:

«Mein Freund, in die Hände dieser Frau geht ein ungeheures Vermögen über. Wundert es Sie, dass ich sie da gleich zu Beginn in den Kreis der Verdächtigen einbezogen habe? In dem Flugzeug befanden sich drei Frauen. Eine von ihnen, Miss Kerr, entstammt einer hoch angesehenen Familie. Aber die beiden anderen? Seit Elise Grandier die Vermutung äußerte, der Vater von Madame Giselles Kind sei Engländer, beherrschte mich der Gedanke, dass eine der beiden anderen Frauen vielleicht die Tochter sein könnte. Das Alter stimmte ungefähr. Überdies war Lady Horbury ein Revuegirl mit ziemlich undurchsichtigem Vorleben, das sich einen Bühnennamen zugelegt hatte, und Miss Grey ist, wie ich gelegentlich aus ihrem eigenen Munde erfuhr, in einem Waisenhaus aufgewachsen.»

«Aha! Aus der Richtung weht der Wind!», rief der Franzose. «Inspektor würde Sie jetzt übererfinderisch schelten.»

«Ja, er wirft mir immer vor, dass ich die Dinge zu erschweren liebe. Doch er tut mir Unrecht. Ich gehe stets in der denkbar einfachsten Weise vor. Und niemals weigere ich mich, Tatsachen als solche anzuerkennen.»

«Aber Sie sind enttäuscht? Erwarten Sie mehr von dieser Anne Morisot?»

Sie betraten gerade Poirots Hotel, und auf dem Tischchen neben dem Empfangsschalter lag ein Gegenstand, der Fournier an eine vor zwei Stunden geäußerte Bemerkung des Belgiers erinnerte.

«Ich habe Ihnen noch nicht dafür gedankt, Monsieur Poirot, dass Sie mich auf den Schnitzer aufmerksam gemacht haben, den ich mir leistete», sagte er. «Es ist unverzeihlich, dass ich, nachdem mich die zwei Zigarettenspitzen Lady Horburys und die kurdischen Pfeifen der beiden Duponts stutzig machten, die Flöte Dr. Bryants vergaß. Allerdings hatte ich ihn nie ernstlich in Verdacht; er ist nicht der Mensch...»

Jäh brach er ab. Denn der Herr, der, die Hand auf den Flötenkasten gelegt, mit dem Empfangschef sprach, drehte sich um. Sein Blick fiel auf Poirot, und ein ernstes Lächeln des Wiedererkennens glitt über sein Gesicht.

Während sich Fournier taktvoll im Hintergrund hielt, ging Poirot auf den Mann zu.

«Dr. Bryant, Sie hier?»

«Ja.»

Eine Frau, die neben dem Arzt gestanden hatte, entfernte sich in Richtung Fahrstuhl, und Poirot warf ihr einen flüchtigen Blick nach.

«Können Ihre Patienten ein Weilchen ohne Sie auskommen, *Monsieur le docteur*?»

Dr. Bryant lächelte – jenes wehmütige Lächeln, dessen sich der kleine Belgier so gut entsann.

«Ich habe keine Patienten mehr.» Dann ging er zu einem kleinen Tisch hinüber. «Trinken Sie ein Glas Sherry mit mir, Monsieur Poirot?»

«Gern.»

Sie nahmen Platz, und der Doktor bestellte, woraufhin er in Stillschweigen versank, bis die Gläser vor ihnen standen.

«Nein, ich habe keine Patienten mehr. Ich habe aufgegeben.»

«Ein plötzlicher Entschluss?», fragte Poirot.

«Eigentlich nicht.» Wieder schwieg er einen Augenblick, um dann, sein Glas hebend, hinzuzufügen: «Es ist ein notwendiger Entschluss. Ich verzichte freiwillig, ehe man mir die Approbation entzieht. Für jeden kommt einmal ein Wendepunkt im Leben, ein Augenblick, wo man am Kreuzweg steht und sich für eine Richtung entscheiden muss. Mein Beruf war mir sehr ans Herz gewachsen; es ist mir wahrlich nicht leicht geworden, ihn aufzugeben. Aber andere Forderungen treten an mich heran. Es handelt sich um das Glück eines Menschen...»

Hercule Poirot antwortete nicht. Er wartete.

«Sehen Sie, da ist eine Dame, eine Patientin von mir», fuhr Dr. Bryant fort. «Ich liebe sie sehr. Sie hat einen Gatten, der ihr unendlichen Kummer bereitet. Er ist rauschgiftsüchtig. Wenn Sie Arzt wären, Monsieur Poirot, würden Sie ermessen können, was das bedeutet. Eigenes Geld besitzt sie nicht, sodass sie ihn nicht verlassen kann... Ich habe eine Zeit lang geschwankt... doch jetzt sehe ich meinen Weg klar vor mir: Sie und ich befinden uns auf der Reise nach Kenia, wo wir ein neues Leben beginnen wollen. Ich hoffe, dass sie endlich ein wenig Glück kennen lernen wird. Sie hat so lange gelitten...»

Wieder schwieg er, und Poirot betrachtete verstohlen sein müdes, aber von einem inneren Frieden erhelltes Gesicht. Dann gab sich Dr. Bryant einen Ruck.

«Ich erzähle Ihnen das, Monsieur Poirot, weil es bald Gemeingut der Öffentlichkeit sein wird. Je eher Sie es erfahren, desto besser.»

Poirot nickte verstehend. Nach einer Minute lenkte er ab: «Sie nehmen Ihre Flöte mit, sehe ich.»

«Meine Flöte ist meine älteste Gefährtin», lächelte der Arzt. «Wenn alles andere versagt – Musik bleibt.»

Seine Hand glitt sanft über den Flötenbehälter. Dann erhob er sich mit einer Verbeugung. Auch Hercule Poirot erhob sich.

«Meine aufrichtigsten Wünsche für Ihre Zukunft, *Monsieur le docteur* – und für Madame», sagte er herzlich.

Als Fournier sich wieder zu seinem Freund gesellte, meldete dieser gerade ein Ferngespräch nach Quebec an.

«Was jetzt?», rief Fournier. «Beschäftigt Sie diese Erbin von Madame Giselle noch immer? Das artet ja allmählich zu einer fixen Idee aus!»

«Keineswegs», widersprach Poirot. «Keineswegs. Aber in allen Dingen müssen Ordnung und Methode herrschen. Man muss eine Sache erst abschließen, bevor man die nächste in Angriff nimmt.»

Er blickte sich um. «Ah, da ist ja Mademoiselle Jane. Wie wär's, wenn Sie mit dem Essen schon anfangen?»

Fournier fügte sich und begab sich mit Jane in den Speisesaal.

«Nun?», fragte das junge Mädchen neugierig. «Wie ist sie?»

«Sie ist etwas über mittelgroß, dunkel, mit mattem Teint, einem spitzen Kinn...»

«Es klingt, als ob Sie aus einem Pass vorläsen», unterbrach Jane ihn. «Die Beschreibung in meinem Pass ist übrigens direkt beleidigend; sie besteht aus den Worten Durchschnitt und gewöhnlich. Nase: Durchschnitt. Mund: gewöhnlich; Stirn: gewöhnlich; Kinn: gewöhnlich.»

«Aber die Augen sind nicht gewöhnlich», meinte Fournier.

«Sie sind grau, was man wirklich keine sehr aufregende Farbe nennen kann.»

«Und wer sagt Ihnen, Mademoiselle, dass es keine aufregende Farbe ist?», fragte der Franzose, sich über den Tisch beugend.

«Ihre Beherrschung der englischen Sprache ist bewunderungswürdig», lachte Jane Grey. «Erzählen Sie mir mehr über diese Anne Morisot. Ist sie hübsch?»

«Ziemlich», drückte Fournier sich vorsichtig aus. «Und sie heißt nicht Anne Morisot, sondern Anne Richards. Sie ist verheiratet.»

«War ihr Gatte auch da?»

«Nein.»

«Warum denn nicht?»

«Weil er in Kanada weilt oder sonst wo in Amerika.»

Fournier erläuterte die näheren Umstände von Annes Leben, und gerade als er dem Schluss zusteuerte, erschien Hercule Poirot... ein wenig niedergeschlagen, wie es dem Franzosen schien.

«Was gibt es?»

«Ich sprach mit Mère Angélique selbst. Wirklich abenteuerlich dieses transatlantische Telefon! Da unterhält man sich über den halben Erdball hinweg ganz klar und verständlich...! Also Mère Angélique bestätigte, was Mrs Richards uns über ihre Kindheit erzählt hat, und urteilte ganz frank und frei über die Mutter, die Quebec mit einem im Weinhandel tätigen Franzosen verließ. Damals freute es die fromme Oberin, dass das Kind dem Einfluss der Mutter entzogen wurde, die ihrer Ansicht nach auf die schiefe Bahn gekommen war. Geld wurde regelmäßig geschickt, aber nicht ein einziges Mal äußerte Giselle den Wunsch nach einem Wiedersehen.»

«Mithin war Ihr Ferngespräch eine Wiederholung dessen, was wir heute Vormittag gehört haben.»

«So ziemlich. Allerdings fügte Mère Angélique doch einige Einzelheiten hinzu. Anne Morisot verließ das Institut de Marie vor sechs Jahren, betätigte sich auf dem Gebiet der Schönheitspflege, wurde hinterher Zofe bei einer Dame und reiste als solche von Quebec nach Europa.»

Allzu oft schrieb sie nicht, aber immerhin hörte Mère Angélique zweimal im Jahr von ihr. Als sie dann einen Bericht über die Geschworenenverhandlung in der Zeitung las, sagte sie sich, dass diese Marie Morisot die Marie Morisot aus Quebec sein müsse.»

«Wie steht's mit dem Gatten?» fragte Fournier.

«Nun, da wir endgültig wissen, dass Giselle verheiratet war, könnte der Gatte Bedeutung gewinnen.»

«Von dieser Erwägung ausgehend, führte ich das Telefongespräch», bekannte Poirot. «George Leman, Giselles nichtswürdiger Mann, fiel gleich zu Anfang des Krieges.» Er schwieg, und dann stieß er brüsk hervor: «Was habe ich doch eben gesagt...? Nein, nicht die letzte Bemerkung die vorletzte? Ich habe das Gefühl, als ob ich, unwissentlich, etwas Wichtiges gesagt hätte.»

Fournier wiederholte, so gut er konnte, den Inhalt, aber der kleine Mann war nicht zufrieden.

«Nein, nein, das ist es nicht, was ich meinte. Na, lassen wir's.» Und er wandte sich Jane zu und zog sie ins Gespräch. Gegen Ende des Essens schlug er vor, den Kaffee in der Halle zu trinken.

Jane Grey fand den Einfall ausgezeichnet und streckte die Hand nach Tasche und Handschuhen aus, die auf dem Tisch lagen.

Als sie die Sachen aufnahm, zuckte sie leicht zusammen.

«Was gibt's, Mademoiselle?»

«Nichts, gar nichts», erwiderte sie lachend. «Ich habe mir nur einen Nagel eingerissen, den ich abfeilen muss.»

Jäh fiel Hercule Poirot, der bereits aufgestanden war, wieder auf seinen Stuhl zurück.

«*Nom d'un nom d'un nom!*», sagte er ruhig.

«Monsieur Poirot, was fehlt Ihnen?», schrie das Mädchen erschrocken.

«Nichts fehlt mir mehr, mein Kind. Jetzt weiß ich, warum mir das Gesicht von Madame Giselles Tochter so bekannt vorkam. Ich habe sie schon früher gesehen... in jenem Flugzeug am Mordtag. Lady Horbury ließ sie wegen einer Nagelfeile holen. Denn Anne Morisot war Lady Horburys Zofe.»

Diese plötzliche Enthüllung, die eine fast betäubende Wirkung auf alle drei hatte, ließ den Fall in einem gänzlich neuen Licht erscheinen. Aus einer vom Schauplatz der Tragödie weit entfernten Person verwandelte Anne Morisot sich in einen Passagier des Flugzeugs, in dem das Verbrechen begangen worden war. Wahrhaftig, eine aufregende Veränderung...

Und sie brauchten ein paar Minuten, um sich den neuen Tatbestand klarzumachen.

Poirot gestikulierte wild mit den Händen. Seine Augen waren geschlossen, und sein Gesicht war wie unter physischem Schmerz verzerrt.

«Einen Augenblick, einen kleinen Augenblick nur», flehte er. «Ich muss denken, sehen, mir vergegenwärtigen, wie das meine Ideen über den Fall beeinflusst. Ich muss mich zurückversetzen... Ah, verflucht sei mein unglücklicher Magen, der mich apathisch machte gegen die äußere Welt!»

«Dann befand sie sich also im Flugzeug!», staunte Fournier. «Ah, das erklärt vieles.»

«Ich erinnere mich an sie», sagte Jane. «Ein großes, dunkles Mädchen. Madeleine, rief Lady Horbury sie.»

«Ja, ja, Madeleine», bekräftigte, ohne die Augen zu öffnen, Hercule Poirot.

«Lady Horbury schickte sie wegen eines roten Kofferchens in den hinteren Teil des Flugzeugs.»

«Das heißt, dass Anne Morisot dicht an dem Sitz vorüberging, den ihre Mutter innehatte?», fragte Fournier, und als Jane Grey dies bejahte, landete seine Faust mit lautem Krach auf der Tischplatte.

«Donnerwetter!», schrie er. «Weshalb hat das denn keiner früher erwähnt? Warum schloss man sie nicht in den Kreis der verdächtigen Personen ein?»

«Ich sagte es Ihnen ja, mein Freund», erwiderte Poirot müde. «Mein unglücklicher Magen.»

«Ja, ja, das ist verständlich. Indes gab es andere Mägen, die nicht revoltierten – die Stewards, die übrigen Passagiere.»

«Ich glaube, das erklärt sich dadurch, dass dieser Zwischenfall so früh geschah, bereits kurz nach dem Abheben in Le Bourget. Und eine Stunde später lebte Giselle noch», erläuterte das junge Mädchen.

«Das ist allerdings merkwürdig. Kann vielleicht eine verzögerte Wirkung des Giftes vorliegen?», überlegte Fournier. «Derartiges kommt vor.»

Hercule Poirot stöhnte und barg seinen Kopf in den Händen.

«Ich muss denken. Ich muss denken... Sollten meine Ideen denn gänzlich falsch gewesen sein?»

«Mein Bester, Irrtümer unterlaufen auch mir bisweilen», sagte der Franzose tröstend. «Und es besteht die Möglichkeit, dass auch Ihnen einer unterlaufen ist. Dann bleibt einem nichts anderes übrig, als seinen Stolz zu überwinden und seine Ideen einer Revision zu unterziehen.»

«Gewiss, gewiss. Die verspätete Wirkung des Giftes ist tatsächlich befremdend – fast möchte man behaupten, unmöglich! Aber wo Gift im Spiel ist, ereignet sich das Unmögliche. Man muss mit Idiosynkrasien rechnen...»

Poirots Stimme erstarb.

«Gegenwärtig wäre es wohl unklug, Anne Morisot aus ihrer vermeintlichen Sicherheit zu reißen», führte Fournier aus. «Sie ahnt nicht, dass Sie sie erkannt haben, und da wir wissen, in welchem Hotel sie wohnt, und außerdem durch Thibault, der die Erledigung der gesetzlichen Formalitäten verzögern kann, eine Verbindung mit ihr aufrechtzuerhalten vermögen, wollen wir sie vorläufig nicht belästigen. Wir müssen auch noch den Beweis erbringen, dass Anne Morisot Schlangengift in ihrem Besitz

hatte. Ferner ist da noch dieser Amerikaner, der das Blasrohr kaufte und den Angestellten der Airlines bestach. Vielleicht entpuppt er sich als der Gatte Richards. Wissen wir denn, ob er sich tatsächlich in Kanada aufhält?» – Er schwieg nachdenklich und sah zu Boden...

«Sehr richtig – der Gatte... Ja, der Gatte. Ah, warten Sie, warten Sie, Fournier!» Poirot presste beide Hände gegen die Schläfen. «So geht es nicht», murmelte er. «Ich gebrauche die kleinen grauen Zellen nicht in einer ordnungsgemäßen, methodischen Weise. Nein, ich ziehe sprunghaft Folgerungen. Meine Gedanken bewegen sich vielleicht in einer von anderen gewollten Richtung. Doch halt! Auch das stimmt nicht. Denn wenn meine ursprüngliche Idee...» Der Rest des Satzes war ein unverständliches Gemurmel.

«Verzeihung, Monsieur Poirot», begann Jane. Aber der Kleine beachtete sie nicht. Ein paar Minuten hielt er noch geistesabwesend seine Hände gegen die Schläfen, dann setzte er sich plötzlich kerzengerade hin und rückte zwei Gabeln und ein Salzfüßchen zurecht, die seinen Sinn für Symmetrie beleidigten.

«Wir wollen gemeinsam überlegen», sagte er. «Anne Morisot ist entweder schuldig oder unschuldig. Wenn sie unschuldig ist, warum hat sie dann gelogen? Warum hat sie verschwiegen, dass sie Zofe bei Lady Horbury war?»

«Ja, warum wohl?», fragte auch Fournier.

«Mithin nehmen wir an, dass Anne Morisot schuldig ist, weil sie gelogen hat. Doch warten Sie! Wenn nun meine erste Vermutung stimmte, würde sie dann in keinem Widerspruch stehen zu Annes Schuld oder Lüge? Ja – Ja... es ginge, unter einer Voraussetzung. Doch in diesem Fall – ich meine, wenn die Voraussetzung zutrifft – sollte Anne Morisot vielleicht überhaupt nicht in dem Flugzeug gewesen sein?»

Die beiden anderen hörten ihm mit höflichem, wenn auch ziemlich oberflächlichem Interesse zu. Jetzt begreife ich, was mein englischer Kollege Japp meint, dachte Fournier. Er schafft Schwierigkeiten, der gute, alte Poirot; er setzt alles daran, damit eine nunmehr einfache Sache verwickelt klingt. Er kann nicht eine glatte, gerade Lösung hinnehmen, ohne sie seinen vorherigen Ideen anzupassen. Und Jane Grey dachte: Ich verstehe nicht ein bisschen von seinem Gerede! Warum sollte Anne Morisot nicht in dem Flugzeug sein? Sie musste sich doch nach Lady Horburys Anordnungen richten... Mir scheint, er ist ein Aufschneider...

Plötzlich zog Hercule Poirot mit einem Zischen den Atem ein.

«Ja, es besteht eine Möglichkeit, und es dürfte nicht schwer sein, sie festzustellen», sagte er, indem er sich erhob.

«Wohin, mein Lieber?», erkundigte sich Fournier.

«Wieder zum Telefon.»

«Noch einmal ein Gespräch um den halben Erdball?»

«Nein, ein Gespräch mit London.»

«Scotland Yard?»

«Nein, mit Lord Horburys Haus am Grosvenor Square. Wenn ich nur das Glück habe, Lady Horbury daheim anzutreffen!»

«Seien Sie vorsichtig», warnte Fournier. «Wenn Anne Morisot auf irgendwelchen Umwegen erfährt, dass wir ihretwegen Erkundigungen eingezogen haben, so kann das unserer Arbeit schaden.»

«Keine Angst. Ich werde verschwiegen sein», versicherte Poirot. «Nur eine einzige Frage von ganz harmloser Art werde ich stellen.» Er lächelte. «Kommen Sie mit mir, damit Sie sie mit eigenen Ohren hören.»

«Nein, nein.»

«Bitte. Ich bestehe darauf.»

Die beiden Männer gingen zum Telefon, während Jane es sich in der Halle bequem machte. Es dauerte geraume Zeit, bis die Verbindung hergestellt war, aber dann lächelte Poirot das Glück, denn Cicely Horbury befand sich zuhause.

«Wollen Sie Lady Horbury bitte bestellen, dass Hercule Poirot sie von Paris aus sprechen möchte», sagte er zu dem Butler, der sich in London meldete. Es verstrichen ein paar Sekunden. «Hallo, sind Sie es, Lady Horbury? Nein, nein, es ist alles in bester Ordnung. Wirklich, ich schwöre es Ihnen. Ich wollte Sie nur etwas fragen. Ja... Wenn Sie von Paris nach England fliegen, nehmen Sie Ihre Zofe dann für gewöhnlich mit im Flugzeug, oder benutzt sie den Zug? Den Zug... Und bei jener besonderen Gelegenheit... Ah, ich verstehe...! Sind Sie sicher? Wie, sie ist nicht mehr bei Ihnen? Von heute auf morgen verschwunden? *Mais oui*, schwärzester Undank! Ganz recht – man macht immer wieder traurige Erfahrungen mit Zofen und Dienern... Nein, nein, Sie brauchen sich nicht zu sorgen. Auf Wiedersehen! Und besten Dank für die Auskunft.»

Er legte den Hörer auf die Gabel und drehte sich blitzschnell nach Fournier um... seine grünen Augen funkelten.

«Mein Freund, Lady Horburys Zofe reiste für gewöhnlich mit der Eisenbahn und dem Schiff. Aber am Tag von Giselles Ermordung entschied Lady Horbury in allerletzter Minute, dass Madeleine diesmal ebenfalls das Flugzeug benutzen solle.» Er packte den Arm des Franzosen. «Rasch, Fournier. Wir müssen zu ihrem Hotel. Sollte meine kleine Idee korrekt sein – und mehr denn je bin ich davon überzeugt –, so ist Eile geboten.»

«Aber ich...»

Fournier redete ins Leere, da Poirot bereits auf die Drehtür zujagte. Und mit langen Schritten rannte er hinter dem Kleinen her.

Hercule Poirot stand schon mit einem Fuß auf dem Trittbrett eines Taxis und nannte dem Chauffeur Anne Morisots Adresse.

«Aber fahren Sie schnell, so schnell Sie können!», mahnte er.

Fournier kletterte ihm nach, während das Auto bereits anfuhr. Unsanft fiel er in eine Ecke.

«Weshalb dieses verrückte Tempo?», stieß er hervor.

«Weil Anne Morisot, sofern meine kleine Idee stimmt, in höchster Gefahr schwebt.»

«Na, na!», meinte Fournier etwas skeptisch.

«Ich habe Angst, mein Lieber, entsetzliche Angst... Mein Gott, wie dieses Taxi schleicht!» – Poirot war ungeheuer erregt...

Das Taxi sauste in diesem Augenblick mit beträchtlicher Geschwindigkeit dahin und verdankte es nur dem vorzüglichen Augenmaß des Chauffeurs, dass es ungefährdet durch die Fährnisse des Verkehrs kam.

«Ja, es schleicht derartig, dass in spätestens einer Minute ein Unfall geschehen wird», entgegnete Fournier trocken. «Und Mademoiselle Grey sitzt derweilen in der Halle und wartet auf unsere Rückkehr vom Telefon. Finden Sie unser Benehmen sehr höflich?»

«Höflichkeit oder Unhöflichkeit – wenn es sich um Tod und Leben handelt, ist alles andere gleich.»

«Tod und Leben?» Der Franzose zuckte die Achseln, und im Stillen überlegte er: Wie bringe ich ihm nur Vernunft bei? Dieser störrische Alte gefährdet vielleicht die ganze Sache. Sobald die Frau merkt, dass wir ihr auf die Schliche gekommen sind...

«Lieber Monsieur Poirot, wir müssen vorsichtig vorgehen», sagte er mit leiser, beschwörender Stimme.

«Still! Sie verstehen nicht... Diese Angst foltert mich geradezu.»

Mit einem Ruck hielt das Taxi vor dem ruhigen Hotel, in dem Anne Morisot wohnte, und als Poirot unter dem Portalbogen stand, versuchte Fournier noch einmal sein Heil.

«Monsieur Poirot, ich habe die größte Hochachtung, die höchste Bewunderung für Ihre Methoden, aber ich fühle, dass wir uns vor jeder Übereilung hüten müssen. Hier in Frankreich trage ich die Verantwortung für die Führung dieses Falles...»

«Übereilung haben Sie von mir nicht zu befürchten», unterbrach der Belgier ihn. «Wir ziehen Erkundigungen beim Portier ein. Wenn Madame Richards sich hier befindet und sich nichts ereignet hat, dann können wir in Ruhe unsere folgenden Schritte erörtern. Haben Sie auch dagegen etwas einzuwenden?»

«Nein.»

«Gut.»

Poirot betrat die Halle und ging auf den Empfang zu.

«Bei Ihnen wohnt, glaube ich, eine Mrs Richards.»

«Nein, Monsieur. Sie wohnte hier, bis heute.»

«Wie, sie ist abgereist?», fiel Fournier ein.

«Ja, Monsieur.»

«Wann hat sie das Hotel verlassen?»

Der Mann warf einen Blick auf die Uhr, ehe er antwortete.

«Vor einer guten halben Stunde.»

«Kam ihre Abreise unerwartet? Wohin ist sie gefahren?»

«Wohin?», wiederholte der Pförtner eisig und schien weitere Auskünfte verweigern zu wollen. Doch als Fournier sich auswies, änderte sich sein Verhalten.

Nein, die Dame habe keine Adresse hinterlassen. Und die Abreise sei plötzlich erfolgt, da Mrs Richards ursprünglich von einem achttägigen Aufenthalt gesprochen habe.

Weitere Fragen. Die Liftboys wurden gerufen, der Hausknecht, die Zimmermädchen, schließlich auch der Empfangschef.

Dieser gab an, ein Herr sei gekommen, während die Dame in der Stadt gewesen sei; er habe auf sie gewartet und dann zusammen mit ihr gespeist. Was für ein Herr? Ein Amerikaner, unverkennbar ein Amerikaner, dessen Eintreffen sie offenbar überrascht habe. Nach dem Essen habe die Dame befohlen, man möge ihr Gepäck herschaffen und in ein Taxi bringen. Wohin sie gefahren sei? Zum Gare du Nord – wenigstens hatte sie das dem Fahrer zugerufen. Und der Amerikaner? Nein, sie war allein fortgefahren.

«Gare du Nord», sagte Fournier. «Das könnte England bedeuten, den Zwei-Uhr-Schnellzug. Möglicherweise ist es aber auch eine Finte. Wir müssen nach Boulogne telefonieren und außerdem jenes Taxi aufspüren.»

Es sah so aus, als habe Poirots Angst nun auch von Fournier Besitz ergriffen, und rasch und umsichtig setzte er die Räder des Gesetzes in Bewegung.

Gegen fünf Uhr sah Jane Grey, die mit einem Buch in der Hotelhalle saß, Poirot kommen und öffnete den Mund zu ein paar vorwurfsvollen Worten. Aber sie sprach sie nicht aus. Irgendetwas in seinem Gesicht ließ sie schweigen.

«Das Leben ist schrecklich, Mademoiselle», sagte er und nahm ihre beiden Hände in die seinen.

«Was ist geschehen?», fragte sie verstört.

«Man hat in Boulogne eine Frau tot aufgefunden, im England-Express, in einem Abteil erster Klasse...»

Janes Gesicht wurde schneeweiß.

«Anne Morisot?»

«Ja, Anne Morisot. Mit der rechten Hand umkrampfte sie eine kleine blaue Glasflasche, die Blausäure enthalten hatte.»

«Selbstmord also?»

Hercule Poirot schob die Antwort ein paar Sekunden hinaus. Dann sagte er mit der Miene eines Menschen, der seine Worte sorgfältig wählt: «Ja, die Polizei denkt, es sei Selbstmord.»

«Und Sie?»

«Was kann man denn sonst denken...?»

«Aber warum hat sie sich getötet? Aus Gewissensbissen? Oder weil sie Entdeckung fürchtete?»

Der Belgier schüttelte langsam den Kopf.

«Das Leben, Mademoiselle, kann entsetzlich grausam sein. Man braucht ungeheuer viel Mut dazu.»

«Um sich zu töten? Ja, sicher gehört Mut dazu», sagte Jane leise.

«Auch um zu leben, braucht man Mut.»

**A**m nächsten Tag verließ Poirot Paris, während Jane mit einer langen Liste zu erledigender Dinge zurückblieb. Die meisten davon kamen ihr ziemlich sinnlos vor, trotzdem führte sie alles nach besten Kräften aus. Jean Dupont sah sie zweimal. Er erwähnte die Expedition, an der sie teilnehmen sollte, und da Jane nicht wagte, ihn ohne Rücksprache mit Poirot vor der Zeit zu enttäuschen, machte sie gute Miene zum bösen Spiel und lenkte die Unterhaltung auf weniger verfängliche Dinge. Fünf Tage später rief sie ein Telegramm nach England zurück. Norman holte sie am Bahnhof ab, und sie besprachen die letzten Ereignisse. Der Selbstmord hatte wenig Staub aufgewirbelt. Die Zeitungen brachten eine unscheinbare Notiz, dass im Schnellzug Paris – Boulogne eine kanadische Dame, Mrs Richards, sich das Leben genommen habe. Aber ein Zusammenhang mit dem Mord im Flugzeug wurde nicht erwähnt.

Beide, Norman Gale und Jane, sahen die Zukunft in etwas rosigerem Licht, weil sie hofften, dass die Belästigungen nun zu Ende sein würden. Norman allerdings war nicht ganz so zuversichtlich wie Jane.

«Sie mögen Anne Morisot der Ermordung ihrer Mutter verdächtigt haben», führte er aus, «doch nun, da sie allem aus dem Weg gegangen ist, wird man sich wohl kaum die Mühe machen, den Fall weiterzuverfolgen. Und solange die Sache vor der Öffentlichkeit nicht ganz klar liegt, sehe ich nicht, dass uns armen Teufeln geholfen ist. In den

Augen der Öffentlichkeit haftet der Verdacht noch genauso an uns wie früher.»

Ähnlich äußerte er sich auch, als er einige Tage später Poirot im Piccadilly-Hotel traf. Der Detektiv lächelte.

«Sie sind um nichts besser als die übrigen; Sie denken, ich sei ein alter Mann, der nichts mehr leistet. Hören Sie: Heute Abend lade ich Sie zum Essen ein. Japp kommt und auch unser Freund Monsieur Clancy. Ich habe Verschiedenes zu erzählen, was für Sie ebenfalls interessant sein dürfte.»

Das Essen verlief in angenehmster Weise. Japp gefiel sich in der Rolle des gutmütigen Gönners, Norman war neugierig, und Mr Clancy beinahe so aufgeregt wie damals, als er den verhängnisvollen Dorn erkannt hatte.

Nach dem Essen, als der Kaffee serviert wurde, räusperte sich Poirot ein wenig verlegen, aber keineswegs frei von Selbstbewusstsein.

«Meine Freunde», sagte er, «Monsieur Clancy fesseln meine Methoden, wie er sie nennt, ungemein. Wenn es Sie daher nicht langweilt, möchte ich Ihnen jetzt eine kleine zusammenfassende Schilderung der Methoden geben, die ich im Fall Giselle angewandt habe.»

Er machte eine Pause und überflog einige Notizen, und Inspektor Japp benutzte die Zeit, um Norman zuzurauen: «Wie er sich bläht, was? Eitelkeit ist der Beiname unseres Freundes!»

Poirot warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und begann.

«Über die ersten Geschehnisse im Flugzeug kann ich hinweggehen, da sie allen zur Genüge bekannt sind: Lassen Sie mich mit dem Moment anfangen, als ich, zufällig oder von meinem Glücksstern geleitet, auf den Fußboden schaute und dort, halb vom schwarzen Kleid Madame Giselles verborgen, etwas erspähte, was man im ersten

Augenblick für eine tote Wespe hätte halten können. In Wirklichkeit war es ein bei den Wilden als Waffe gebräuchlicher Dorn, an dem ein winziger schwarzgelber Seidenflaum haftete.

Gleich darauf hörten wir aus Mr Clancys Munde, dass die Eingeborenen derartige Dornen mittels eines Blasrohrs fortzuschleudern pflegen, und später wurde, wie Sie ebenfalls wissen, das Blasrohr selbst entdeckt, wenn es denn wirklich das Blasrohr war...

Als wir Croydon erreichten, schwirrten verschiedene Ideen in meinem Hirn umher, aber sobald ich den Fuß endgültig auf festen Boden gesetzt hatte, begann es wieder in seiner gewohnten Schärfe zu arbeiten.»

«Weiter, Monsieur Poirot», grinste Japp. «Nur keine falsche Bescheidenheit!»

Abermals rügte Poirot diesen Spott durch einen Seitenblick.

«Zwei Punkte beschäftigten mich sofort lebhaft», fuhr er fort. «Vor allem die zweckdienliche Anwesenheit der Wespe, die Monsieur Dupont erschlagen hatte, und ferner die Auffindung des Blasrohrs. (Warum warf es der Mörder nicht durch die Ventilatoröffnung hinaus?), fragte ich nach der Verhandlung meinen Freund Japp. Ein Blasrohr, an dem noch Teilchen des Preisschildes klebten, musste unweigerlich über kurz oder lang identifiziert werden.

Zu welchem Schluss gelangte ich? Dass der Mörder die Entdeckung des Blasrohrs wünschte!

Weshalb aber? Nur eine Antwort schien logisch. Wenn ein vergifteter Dorn und ein Blasrohr gefunden wurden, würde man selbstverständlich annehmen, der Mord sei mithilfe dieses Blasrohrs verübt worden. Demnach hatte der Verbrecher ihn in Wirklichkeit auf andere Art begangen.

Hinwiederum erklärten die medizinischen Gutachter, dass der vergiftete Dorn tatsächlich die Todesursache war. Ich schloss die Augen und fragte mich: «Welches ist die sicherste und zuverlässigste Art, einen vergifteten Dorn in die Halsschlagader zu bohren?» Und die Antwort war klar: Mit der Hand!

Das aber warf ein völlig neues Licht auf die Entdeckung des Blasrohrs, das einem unweigerlich den Gedanken an Mord auf Distanz aufzwang. Wenn ich mich nicht jämmerlich irrte, so war der Mörder Madame Giselles direkt zu ihrem Platz gegangen und hatte sich über sie gebeugt.

Gab es eine derartige Person? Ja, sogar zwei. Die beiden Stewards. Jeder von ihnen konnte sich Madame Giselle nähern und sich herabneigen, ohne dass es als ungewöhnlich auffiel. Gab es außer ihnen noch jemanden?

Nun, da war Mr Clancy – der einzige Passagier, der dicht an Giselles Platz vorüberschritt. Zudem hatte er als erster die Theorie von dem Blasrohr und dem Dorn entwickelt.»

Wild fuchtelnd sprang der Schriftsteller von seinem Stuhl empor.

«Ich protestiere», schrie er, «ich protestiere! Das ist eine schändliche Beleidigung.»

«Setzen Sie sich, mein Lieber!», befahl Hercule Poirot. «Bin ich denn schon zu Ende? Ich muss Ihnen doch alle Stufen erläutern, dank derer ich zu meinem abschließenden Urteil gelangt bin.

Nun hatte ich drei mögliche Verdächtige – Mitchell, Davis und Mr Clancy. Auf den ersten Blick machte keiner den Eindruck eines Mörders, nichtsdestoweniger durften Nachforschungen in dieser Hinsicht nicht versäumt werden.

Alsdann prüfte ich die Möglichkeiten der Wespe. Oh, sie war sehr bedeutsam, diese Wespe. Anfänglich hatte sie niemand bemerkt, während sie ungefähr um die Kaffeestunde mehreren Mitreisenden aufgefallen war. Mutete das allein nicht schon ziemlich sonderbar an? Ich baute mir eine gewisse Theorie des Verbrechens auf. Der Mörder zeigte der Welt zwei getrennte Lösungen der Tragödie. Nach der ersten und einfachsten war Madame Giselle von einer Wespe gestochen worden und an Herzschwäche gestorben. Der Erfolg jener Lösung hing davon ab, ob der Verbrecher imstande war, sich den Dorn wieder anzueignen. Inspektor Japp und ich stimmten darin überein, dass es sich unschwer ermöglichen ließ – solange noch niemand etwas Unlauteres argwöhnte. Ich stutzte auch über das schwarzgelbe Seidenflöckchen, das man zweifellos absichtlich mit dem kirschroten vertauscht hatte – eben um eine Wespe vorzutäuschen.

Unser Mörder näherte sich also dem Tisch seines Opfers, stößt ihm den Dorn in den Hals und lässt die Wespe frei. Das ungemein starke Gift würde den Tod auf der Stelle herbeiführen. Sollte Giselle aufschreien, würde es vermutlich infolge des Dröhnens der Motoren nicht gehört werden. Und sollte es wider Erwarten doch jemand hören – nun, so erklärte ja die umhersummende Wespe den Schrei. Die arme Frau war eben gestochen worden.

Das war, wie gesagt, Plan Nr. 1. Angenommen jedoch, dass – wie es tatsächlich geschah – der vergiftete Dorn entdeckt wurde, bevor der Mörder seiner wieder habhaft werden konnte? Für diesen Fall hatte er ein zweites Eisen im Feuer. Die Theorie des natürlichen Todes scheidet aus. Anstatt sich des Blasrohrs zu entledigen, stopft er es unter einen Sitz, wo es bei der Durchsuchung des Flugzeugs von der Polizei gefunden werden muss. Und natürlich nimmt diese sofort an, dass jenes Blasrohr ein Werkzeug des Verbrechens gewesen sei. Damit wird die Vorstellung von einem «Mord auf Distanz» geweckt: Der Ver-

dacht wird in eine vorher sorgsam ausgeklügelte Richtung gelenkt.

Mich aber ließ das Problem der Wespe nicht los. Wenn der Mörder die Wespe mit ins Flugzeug gebracht hat und sie im psychologisch richtigen Moment fliegen gelassen hat, so musste er einen kleinen Behälter für sie gehabt haben.

Daher meine Wissbegier hinsichtlich des Inhalts der Taschen und des Handgepäcks der Passagiere.

Und hier setzte eine völlig unerwartete Entwicklung ein. Ich fand, wonach ich suchte – aber, so schien mir, bei der falschen Person. In Monsieur Gales Tasche steckte eine leere Streichholzschachtel.

Indessen war Norman Gale laut einstimmiger Zeugen-  
aussagen nie den Mittelgang des Abteils entlanggeschrit-  
ten, sondern nur aufgestanden, um die Toilette aufzusuchen, und alsdann zu seinem Platz zurückgekehrt.

Dessen ungeachtet gab es ein Verfahren, durch das Gale das anscheinend Unmögliche vollbracht und das Verbrechen verübt haben konnte – wie der Inhalt seines Handkoffers zeigte.»

«Mein Handkoffer?», fragte der junge Zahnarzt, und seine Miene spiegelte Belustigung und Ratlosigkeit wider. «Ehrlich gesagt, erinnere ich mich gar nicht mehr genau, was er alles enthielt.»

Poirot schenkte ihm ein liebenswürdiges Lächeln.

«Nur eine Minute Geduld! Ich werde noch darauf zu sprechen kommen. Vorderhand aber schildere ich Ihnen meine ersten Ideen.

Vom Standpunkt des Möglichen aus gesehen, hatte ich also vier Personen, die Madame Giselle ermordet haben konnten: die beiden Stewards, Clancy und Gale. Jetzt jedoch betrachtete ich den Fall aus einem anderen Blickwinkel – jenem des Motivs. Wenn ein Motiv mit einer

Möglichkeit zusammentrifft – ha, dann habe ich meinen Mörder! Doch leider vermochte ich nichts Derartiges zu finden. Mein Freund Japp hat mich – übrigens nicht zum ersten Mal – beschuldigt, dass ich mir darin gefiele, die Dinge schwieriger zu gestalten, als sie sind. Ganz im Gegenteil, ich gab dieser Frage nach dem Motiv die aller-schlichteste Fassung. Wem würde es zum Vorteil gereichen, wenn Madame Giselle nicht mehr lebte?

Unbedingt ihrer unbekanntes Tochter, da diese ein Vermögen erbt. Dann stieß ich auf gewisse Personen, die sich in Giselles Hand befanden – oder sagen wir lieber, die sich möglicherweise in ihrer Hand befanden. Damit sah ich mich dem Problem der Auslese gegenüber. Nur bei einem einzigen Passagier des Flugzeugs konnte ich feststellen, dass er Beziehungen zu der ermordeten Französin gehabt hatte: bei Lady Horbury.

In Lady Horburys Fall lag das Motiv offen zu Tage. Sie hatte Giselle am Abend zuvor in Paris besucht, vollkommen verzweifelt. Und sie besaß einen Freund, einen jungen Schauspieler, der gut und gern den amerikanischen Käufer des Blasrohrs gespielt und auch den Angestellten der Universal Airlines bestochen haben mochte, damit dieser die Giselle mit dem Mittags-Flugzeug reisen ließ.

Wie die Dinge lagen, hatte ich sozusagen ein Problem in zwei Hälften. Ich sah nicht, wie es für Lady Horbury möglich gewesen sein soll, das Verbrechen zu begehen; und ich konnte nicht erkennen, welches Motiv die Stewards, Mr Clancy oder Norman Gale treiben sollte, es zu begehen.

In meinem Hirn aber bohrte unablässig der Gedanke an Giselles unbekanntes Tochter und Erbin. Waren einige meiner vier verdächtigen Personen verheiratet? Und wenn – konnte eine der Ehefrauen diese Anne Morisot sein?

Mitchells Frau strich ich sehr rasch; sie ist vom guten alten Dorset-Schlag. Aber Davis warb um ein Mädchen, dessen Vater und Mutter noch leben. Mr Clancy führte ein Junggesellendasein, und Mr Gale war offensichtlich bis über beide Ohren in Miss Jane Grey verschossen.

Ich will nicht verschweigen, dass ich heimlich Miss Greys Vorleben aufs genaueste überprüfte, nachdem ich zufällig von ihr erfahren hatte, dass sie in einem Waisenhaus bei Dublin aufgewachsen war. Doch schon bald überzeugte ich mich davon, dass keine Verwandtschaft zwischen ihr und Giselle bestand.

Dann fertigte ich, wie mein Freund Japp weiß, eine Liste über die Ergebnisse meiner Untersuchungen an.

Den Stewards erwuchs durch Madame Giselles Tod weder ein Verlust noch ein Gewinn. Mr Clancy plante ein Buch über das Thema, von dem er sich Ruhm und klingende Münze versprach.

Mr Gale verlor zusehends seine Patienten – also nichts Positives!

Und dennoch hegte ich damals die feste Überzeugung, dass Mr Gale der Mörder sei. Die leere Streichholzsachtel, der Inhalt seines Handkoffers – das sind Dinge, sagte ich mir, die man nicht übersehen kann. Anscheinend brachte ihm der Tod Giselles statt Gewinn nur Verlust. Doch warum sollte dieser Schein nicht trügen?

Daher entschloss ich mich, die Bekanntschaft mit Mr Gale zu pflegen. Meiner Erfahrung nach verrät sich im Laufe einer Unterhaltung jeder früher oder später.

Jeder Mensch hat einen unwiderstehlichen Drang, über sich selbst zu reden.

Ich versuchte, Mr Gales Vertrauen zu erringen, und überredete ihn sogar, mir zu helfen, indem er sich Lady Horbury als angeblicher Erpresser näherte.

Und da unterlief ihm der erste Fehler.

Ich hatte eine leichte Verkleidung angeregt. Er aber stellte sich bei mir in einer geradezu unmöglichen, lächerlichen Aufmachung ein. Eine Posse war das Ganze! Niemand, selbst nicht der untalentierteste Stümper, konnte eine Rolle so schlecht spielen, wie er sie mir da vorspielte. Aus welchem Grunde stellte er sich so unbegabt?

Weil er im Bewusstsein seiner eigenen Schuld sich scheute, sein Talent als Schauspieler zu offenbaren.

Nachher jedoch, als ich seine lächerliche Verkleidung berichtet hatte, zeigte sich seine kunstvolle Gewandtheit. Er spielte seine Rolle so ausgezeichnet, dass Lady Horbury ihn nicht wieder erkannte. Und dies überzeugte mich, dass er sich in Paris als Amerikaner verkleidet und auch im Flugzeug die dort anliegende Rolle gespielt haben konnte.

Inzwischen plagte mich die Sorge um Mademoiselle Jane. Entweder steckte sie mit ihm unter einer Decke oder sie war völlig unschuldig, und im letzteren Fall lief sie Gefahr, sein Opfer zu werden. Der Tag konnte und musste kommen, der sie als Frau eines Mörders sah. Das war mir so klar wie nur etwas.

Um eine übereilte Heirat zu verhindern, nahm ich Mademoiselle als meine Sekretärin mit nach Paris, und während wir uns dort aufhielten, meldete sich die fehlende Erbin. Sofort stutzte ich wegen einer Ähnlichkeit, über die ich mir indes nicht klar zu werden vermochte. Als mir dann endlich die Augen aufgingen, war es zu spät.

Zuerst schien die Entdeckung, dass sie sich im Flugzeug befunden und in dieser Beziehung gelogen hatte, alle meine Theorien über den Haufen zu werfen. Hier war die Person, für deren Schuld erdrückende Beweise vorlagen!

Doch wenn sie schuldig war, so hatte sie einen Helfershelfer – den Mann, der das Blasrohr kaufte und den Angestellten der Airlines bestach. Wer war dieser Mann? Ihr Gatte etwa?

Und dann sah ich plötzlich die wahre Lösung. Wahr allerdings nur, sofern ein Punkt bewiesen werden konnte.

Denn für meine Lösung war es nötig, dass Anne Morisot eigentlich nicht hätte mitfliegen sollen.

Ich telefonierte mit Lady Horbury und erhielt eine Antwort, die meinen Ideen entsprach: Die Zofe, Madeleine, hatte das Flugzeug infolge einer erst in letzter Minute von ihrer Herrin getroffenen Entscheidung benutzt.»

Poirot hielt inne, worauf Mr Clancy etwas unsicher einwarf: «Verzeihung, mir ist da manches nicht ganz klar...»

«Wann hörten Sie denn endlich auf, mich als den Mörder zu betrachten?», forschte Norman Gale.

Der Belgier schnellte zu ihm herum.

«Niemals! Sie sind der Mörder...! Warten Sie, ich werde Ihnen alles darlegen. Während der letzten Wochen haben Inspektor Japp und ich allerhand Arbeit geleistet. Es stimmt, dass Sie Ihrem Onkel John Gale zu Gefallen Zahnarzt wurden. Als Sie in seine Praxis eintraten, nahmen Sie sogar seinen Namen an; denn Sie waren der Sohn seiner Schwester, nicht seines Bruders. Ihr richtiger Name lautet Richards. Und als Richards lernten Sie im vergangenen Winter Anne Morisot in Nizza kennen, als sie dort mit ihrer Herrin weilte. Die Geschichte, die sie uns im Büro Maître Thibaults erzählte, war wahr, soweit die Daten ihrer Kindheit in Betracht kamen; den letzten Teil jedoch hatten Sie sorgfältig umgemodelt. Anne Morisot kannte nämlich den Mädchennamen ihrer Mutter. Giselle, in Monte Carlo anwesend, wurde ihr oder Ihnen gezeigt, und bei dieser Gelegenheit wurde auch ihr eigentlicher Name erwähnt. Nun vergegenwärtigten Sie sich, dass dort ein riesiges Vermögen winkte. Das reizte Ihre Spielernatur. Dann erfuhren Sie durch Anne Morisot von Lady Horburys Verbindung zu Giselle, woraufhin allmäh-

lich der Plan des Verbrechens in Ihrem Kopf Gestalt annahm. Giselle musste in einer Weise ermordet werden, die den Verdacht auf Lady Horbury lenkte. Ihre Pläne reiften und trugen schließlich Frucht. Sie bestachen Meunier von der Fluggesellschaft, sodass Giselle im gleichen Flugzeug saß wie Lady Horbury. Anne Morisot hatte Ihnen beiläufig erzählt, dass sie selbst für die Überfahrt das Schiff benutzte. Infolgedessen rechneten Sie auch nicht mit Annes Anwesenheit im Flugzeug, die Ihre Pläne ernstlich gefährdete. Wenn es durchsickerte, dass Giselles Tochter und Erbin mit dem Flugzeug gereist war, würde sich natürlich der Argwohn auf sie richten. Nach Ihrem ursprünglichen Plan sollte sie ihre Ansprüche auf die Erbschaft anhand eines einwandfreien Alibis geltend machen, da sie zur Zeit des Verbrechens im Zug oder auf dem Schiff gewesen sein würde.

Und dann hätten Sie Anne Morisot geheiratet, die damals in Sie vernarrt war. Aber Sie legten nur auf das Geld Wert, nicht auf das Mädchen selbst.

Hinzu kam eine andere Verwicklung. In Le Pinet sahen Sie Mademoiselle Jane Grey und verloren Ihr Herz an sie. Und Ihre Leidenschaft trieb Sie, ein noch gefährlicheres Spiel zu wagen.

Sie beabsichtigten, sowohl das Geld als auch das Mädchen, das Sie liebten, zu gewinnen. Ja, Norman Gale, Sie verübten einen Mord um des Geldes willen und waren durchaus nicht gesonnen, auf die Früchte des Verbrechens zu verzichten. Daher schüchterten Sie Anne Morisot ein, indem Sie ihr auseinandersetzten, dass man sie unbedingt des Mordes beschuldigen würde, wenn sie mit ihren berechtigten Erbschaftsforderungen sofort hervortrat.

Und dann beschwatzten Sie sie, einige Tage Urlaub zu nehmen und sich mit Ihnen in Rotterdam trauen zu lassen.

Sie schärften ihr ein, wie sie ihr Geld zu verlangen habe.

Sie solle nichts von ihrer Beschäftigung als Zofe sagen und es möglichst so darstellen, als ob sie und ihr Gatte drüben gewesen seien, als der Mord geschah.

Unglücklicherweise fiel das für Anne Morisots Pariser Reise und für ihre Erbschaftsforderung angesetzte Datum mit meiner Ankunft in Paris zusammen, wohin mich Miss Grey begleitet hatte.

Das passte Ihnen durchaus nicht in den Kram; konnten doch sehr leicht Mademoiselle Jane oder ich selbst in Anne Morisot die Madeleine erkennen, die Lady Horburys Zofe gewesen war.

Sie versuchten daher, rechtzeitig Verbindung mit ihr aufzunehmen, was Ihnen indes nicht glückte. Schließlich kamen Sie ebenfalls nach Paris und fanden heraus, dass Anne den Anwalt bereits aufgesucht hatte. Als sie ins Hotel zurückkehrte, erzählte sie Ihnen von ihrem Zusammentreffen mit mir. Die Dinge nahmen eine gefährliche Wendung, und so beschlossen Sie, rasch zu handeln.

Von vornherein hatten Sie geplant, dass Ihre junge Gattin sich des ererbten Reichtums nicht lange erfreuen sollte. Unmittelbar nach der Hochzeit hatten Sie beide eine letztwillige Verfügung getroffen und sich gegenseitig zum Alleinerben eingesetzt. Welch eine rührende Geste...!

Ursprünglich hatten Sie wohl die Absicht, ein ziemlich gemächliches Tempo vorzulegen. Sie würden, so vermute ich, nach Kanada gegangen sein – angeblich wegen des Rückgangs Ihrer Praxis. Dort hätten Sie sich wieder den Namen Richards zugelegt, und Ihre Gattin hätte sich dort mit Ihnen getroffen. Vermutlich wäre Mrs Richards dann binnen kurzem von irgendeiner Krankheit dahingerafft worden, ihr Vermögen einem scheinbar untröstlichen Witwer hinterlassend. Dann wären Sie als Norman Gale, den in Kanada eine glückliche Spekulation zum reichen Mann gemacht hat, nach England zurückgekehrt...! Jetzt

aber, nach Anne Morisots heikler Begegnung mit mir, hielten Sie es für angebracht, blitzschnell zu handeln.»

Während Poirot kurz Atem schöpfte, warf Norman Gale den Kopf in den Nacken und lachte hellauf.

«Ihre Gabe, die Absichten anderer Leute im Voraus zu wissen, grenzt beinahe an Hellsichtigkeit, Monsieur Poirot!», meinte er spöttisch. «Aber Sie betrachten Ihre Fantasie doch wohl kaum als Beweismaterial, wie?»

«Vielleicht nicht», gab der Belgier ruhig zurück. «Doch über etwas Beweismaterial verfüge ich schon.»

«Wirklich?», schnarrte der Zahnarzt. «Haben Sie etwa Beweise dafür, wie ich die alte Giselle tötete, nachdem jeder meiner Mitpassagiere genau weiß, dass ich meinen Platz nicht verließ?»

«Ich werde Ihnen genau sagen, wie Sie das Verbrechen verübten. Sie befanden sich auf Urlaub, Mr Gale, und nichtsdestoweniger steckte in Ihrer Reisetasche ein weißleinerer Mantel von der Art, wie ihn Ärzte und Zahnärzte während der Sprechstunde zu tragen pflegen. Warum führten Sie auf einer Erholungsfahrt einen solchen Mantel mit sich? Warum? Weil er dem Mantel eines Stewards ähnelte...

Als der Kaffee serviert worden war und die Stewards im anderen Abteil bedienten, begaben Sie sich auf die Toilette, schlüpfen in den Leinenmantel, stopften sich Watte- röllchen in die Wangen, sodass sie dicker wurden, kamen wieder heraus, ergriffen einen Kaffeelöffel, der in dem Silberkasten der Anrichte lag, und eilten, den Löffel in der Hand, mit dem schnellen Schritt des Stewards den Mittelgang hinab zu Giselles Platz. Sie stachen ihr den Dorn in die Ader, öffneten die Streichholzschachtel und ließen die Wespe fliegen, gingen rasch zurück zur Toilette, wo Sie sich wieder in Norman Gale verwandelten, und schlenderten dann gemächlich auf Ihren Platz zurück. Das Ganze war innerhalb weniger Minuten vollbracht.

Niemand achtet sonderlich auf einen Steward. Die einzige Person, die Sie hätte erkennen können, war Mademoiselle Jane. Aber Sie kennen die Frauen! Sobald sich eine Frau allein sieht, nutzt sie die Gelegenheit, um einen Blick in den Spiegel zu werfen, sich die Nase zu pudern und vielleicht auch die Lippen einen Hauch röter zu färben.»

«Höchst interessant!», höhnte Gale. «Nur war es leider nicht so. Sonst noch etwas?»

«Oh, noch eine Menge! Wie ich vorhin sagte, lässt ein Mensch sich im Laufe der Unterhaltung gehen... Sie waren unklug genug zu erwähnen, dass Sie eine Zeit lang auf einer Farm in Südafrika gearbeitet haben. Das eine erwähnten Sie freilich nicht, nämlich, dass es sich bei dieser Farm um eine Schlangenfarm handelte...»

Zum ersten Mal zeigte Norman Gale Anzeichen von Furcht. Er versuchte zu sprechen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Statt seiner sprach Poirot.

«Sie arbeiteten dort unter Ihrem eigenen Namen Richards. Auf einem Bild, das wir dorthin schickten, hat man Sie wieder erkannt, und anhand dieses Bildes sind Sie auch in Rotterdam als der Mann identifiziert worden, der Anne Morisot heiratete.»

Mit Norman Gale schien eine Veränderung vorzugehen. Der gut aussehende, stattliche junge Mann wurde zu einem in die Enge getriebenen Geschöpf, das mit gehetztem Blick verstohlen nach einem Fluchtweg spähte und keinen fand... Wohin sollte er sich wenden...?

«Hast war es, die Ihren Plan zunichtemachte», erklärte Hercule Poirot. «Die Oberin des Institut de Marie beschleunigte die Dinge, indem sie an Anne Morisot telegraphierte. Dies Kabel nicht zu beachten hätte verdächtig ausgesehen. Sie, Norman Gale, verstanden es, Ihrer Frau einzureden, dass einer von Ihnen beiden des Mordes beschuldigt werden würde, wenn sie gewisse Tatsachen

nicht verheimlichte. Als Sie Anne dann später in Paris trafen, beschleunigten Sie Ihrerseits die Dinge aus Angst, dass ich Giselles Tochter allzu sehr auf den Zahn fühlen könnte – vielleicht aber auch, weil Anne selbst Ihnen mit Misstrauen zu begegnen begann. Kurz, Sie lockten sie aus dem Hotel fort und in den England-Express; Sie flößten ihr mit Gewalt Blausäure ein und drückten ihr die leere Flasche in die Hand.»

«Verdammte Lügen!», brüllte Norman Gale.

«O nein. Wir haben eine Stelle an ihrem Hals entdeckt, die sehr viel sagend ist...»

«Verdammte Lügen, ich wiederhole es!»

«Außerdem haben Sie Fingerabdrücke auf der Flasche hinterlassen.»

«Sie lügen. Ich trug...»

«Ah, Sie trugen Handschuhe...? Ich denke, Monsieur, dieses kleine Zugeständnis genügt!»

«Sie verfluchter Schnüffler! Sie aufgeblasener, kleiner Affe...»

Fahl vor Wut, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, machte Gale einen Sprung auf Poirot zu. Inspektor Japp war indes schneller. Ihn mit eisernem Griff festhaltend, sagte er:

«James Richards, alias Norman Gale, ich trage einen Haftbefehl bei mir, der wegen vorsätzlichen Mordes gegen Sie erlassen wurde. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass alles, was Sie ab jetzt äußern, als Beweismaterial gegen Sie verwendet werden kann.»

Ein furchtbares Zittern durchlief den Körper des Mannes, er schien dem Zusammenbruch nahe.

Rasch bemächtigten sich seiner ein paar Polizisten und führten ihn ab.

«Oh, Monsieur Poirot!», rief Mr Clancy und schüttelte beide Hände des kleinen Belgiers. «Das ist das aufregend-

ste Erlebnis meines Lebens. Monsieur Poirot, Sie waren wundervoll!»

«Nein, nein», lächelte Hercule Poirot bescheiden. «Japp verdient genauso viel Lob wie ich. Er hat schier Unglaubliches geleistet, um Gale als Richards zu identifizieren. Die kanadische Polizei fahndet nach Richards. Ein Mädchen, mit dem er sich drüben einließ, hatte angeblich Selbstmord begangen, doch nach und nach gelangten Tatsachen ans Tageslicht, die auf Mord hindeuten.»

«Grauenhaft!», stöhnte der Schriftsteller.

«Ein Schlächter», sagte Poirot. «Und doch anziehend für Frauen.»

«Die arme Jane Grey!»

«Ja. Das Leben kann entsetzlich grausam sein, sagte ich in Paris zu ihr. Aber sie hat Mut, sie wird sich durchbeißen.»

Mit zerstreuter Hand ordnete er einen Zeitungshaufen, der sich bei Gales wildem Sprung verschoben hatte. Plötzlich fesselte irgendetwas seine Aufmerksamkeit – eine Momentaufnahme von Venetia Kerr bei einem Rennen. «Im Gespräch mit Lord Horbury und einer Freundin», stand darunter.

«Hier sehen Sie», sagte er und reichte Mr Clancy das Blatt. «In einem Jahr wird es heißen: Demnächst findet die Vermählung Lord Horburys mit Miss Venetia Kerr statt! Und wissen Sie, Mr Clancy, wer diese Heirat bewerkstelligt hat? Hercule Poirot! Doch das ist nicht die einzige Heirat, die ich in die Wege geleitet habe.»

«Lady Horbury und Mr Barraclough?»

«Ach nein. Die Angelegenheit interessiert mich nicht im Geringsten.» Er beugte sich etwas vor. «Nein – ich meine eine Heirat zwischen Jean Dupont und Miss Jane Grey. Sie werden es erleben!»

**E**inen Moment später kam Jane zu Poirot.

«Ich müsste Sie eigentlich hassen, Monsieur.»

Hercule Poirot, dem das Herz wehtat, als er ihr blasses Gesicht und die tiefen, dunklen Ringe unter den Augen sah, erwiderte freundlich:

«Hassen Sie mich ein wenig, wenn es Ihnen gut tut, mein Kind. Aber ich bin der Meinung, dass Sie zu denen gehören, die lieber der bitteren Wahrheit ins Auge sehen als in einem verlogenen Paradies leben. Und vielleicht hätten Sie gar nicht allzu lange darin gelebt. Denn Frauen zu beseitigen ist ein Laster, das sich nicht leicht abgewöhnen lässt.»

«Er war so liebenswürdig und bestechend», sagte Jane und fügte dann leiser hinzu: «Nie wieder werde ich mich verlieben.»

«Selbstverständlich nicht», pflichtete Poirot ihr bei. «Diese Seite des Lebens ist für Sie abgetan.»

Das junge Mädchen nickte. «Aber Arbeit brauche ich – interessante Arbeit, in der ich ganz aufgehen kann.» Poirot lehnte sich in seinem Sessel zurück und schaute zur Zimmerdecke empor.

«Ich würde Ihnen raten, mit den Duponts nach Persien zu reisen. Eine interessantere Arbeit lässt sich schwer finden.»

«Aber... aber ich habe gedacht, das sei damals nur ein Vorwand von Ihnen gewesen.»

«Im Gegenteil, Mademoiselle. Archäologie und prähistorische Keramik haben mich so in ihren Bann geschlagen, dass ich den Scheck, den ich damals in Paris als Schenkung versprach, abgeschickt habe. Heute früh hörte ich, dass die Duponts mit Ihrer Teilnahme an der Expedition fest rechnen. Können Sie eigentlich zeichnen?» Was Monsieur Poirot sich einmal vorgenommen hatte, führte er auch durch.

«In der Schule zeichnete ich sogar recht gut.»

«Wunderbar! Das wird Ihnen sehr zustattenkommen.»

Jane Grey spielte verlegen mit dem Verschluss ihrer Handtasche.

«Monsieur Poirot, Sie haben... Sie haben das Geld doch nicht... doch nicht meinetwegen geopfert?», stotterte sie. «Aus Gutmütigkeit?»

«Gutmütigkeit?» Poirot tat, als sei ihm schon der Gedanke daran verhasst. «In Geldangelegenheiten kenne ich keine Gutmütigkeit, merken Sie sich das. Da bin ich kühl kalkulierender Geschäftsmann, Mademoiselle.»

Er schien so beleidigt, dass Jane ihn schleunigst um Verzeihung bat. Dann erhob sie sich.

«Es wäre sicher angebracht, wenn ich das Museum besuchte und mir einige Stücke prähistorischer Keramik ansähe.»

«Eine ausgezeichnete Idee.»

Auf der Schwelle zögerte sie kurz und kehrte dann noch einmal um. «Monsieur Poirot, vielleicht hat Sie in diesem besonderen Fall keine Gutmütigkeit geleitet, aber zu mir persönlich sind Sie unendlich gut gewesen.» Sie drückte einen Kuss auf seine Stirn und rannte hinaus.

«*Ca, c'est très gentil!*», murmelte Hercule Poirot lächelnd.